COUNTWAY LIBRARY
HC 2PQB 7

Der fliegende Koffer

Dr. phil. et med. Gerhard Venzmer

t.6189

BOSTON MEDICAL
NOV 23 1964
LIBRARY
t.6189

DER FLIEGENDE KOFFER

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/derfliegendekoff0000gerh

DER FLIEGENDE KOFFER

SKIZZEN UND BETRACHTUNGEN
AUS ALLER HERREN LÄNDERN IN BUNTEM DURCHEINANDER

VON

GERHARD VENZMER

Motto:

„Bin durch die Alpen gezogen,
Wo die Lawine rollt,
Sah, wie in Meereswogen
Tauchte der Sonne Gold.
Aber freudig ich tauschte
Alpen und Meeresstrand
Für das tannendurchrauschte
Nordische Heimatland.

Schlösser sah ich und Türme,
Schimmernd und marmorweiß;
Dunkler Pinien Schirme
Wiegten im Winde sich leis.
Aber schöner und besser
— Lacht mich immerhin aus —
Als die Marmorschlösser
Dünkt mich mein Vaterhaus."

Studentenlied

WELTBUND-VERLAG / HAMBURG

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1927 by Weltbund-Verlag, Publisher
Hamburg 25

Druck und Einband von J. J. Augustin in Glückstadt und Hamburg.

VORWORT

Die unerwartet freundliche Aufnahme, welche meine im gleichen Verlag erschienenen Bücher „Aus Fernem Osten", „Jenseits des Atlant" und „New Yorker Spaziergänge" in weitesten Kreisen des In- und Auslandes gefunden haben, sowie mannigfache Anregungen aus dem Kreise meiner Leser haben mich veranlaßt, auch ferner meine Reiseschilderungen und Eindrücke in Buchform zu veröffentlichen. Als erster Band dieser Sammlung enthält der „Fliegende Koffer" Skizzen und Betrachtungen aus aller Herren Ländern in buntem Durcheinander.

Gerhard Venzmer

VERZEICHNIS DER KAPITEL

Zum Geleit .. 9

1. Sonniges Land .. 13

2. Ein rheinisches Rothenburg .. 27

3. Das pommersche Capri .. 34

4. Ausflug nach Neapel .. 40

5. Der Ritt auf den feuerspeienden Berg .. 44

6. Feuchtes Erlebnis in der Blauen Grotte .. 50

7. Donner der Gewässer .. 56

8. Yankee-Psychologie .. 71

9. Mittelmeerfahrt .. 83

10. Die Pforte der Glückseligkeit .. 94

11. Der Nabel der Welt .. 106

12. Krisen im Reich der Mitte .. 117

13. Sonnige Inseln .. 134

14. Tropenwald und Wüstensand .. 142

15. Rund ums Kap der Guten Hoffnung .. 153

ZUM GELEIT

Gibt es etwas Schöneres, als zu wandern und reisen, den Staub des Alltags für eine Weile abzuschütteln und „frische Nahrung, neues Blut" aus den Schönheiten der Welt, aus den Wundern der Natur zu saugen? Ich glaube nicht! Auch Menschen von sonst noch so verschiedenem Geschmack werden darin mit mir übereinstimmen.

Gewiß hat es seine guten Gründe, daß ein jeder, der es sich nur irgendwie leisten kann, alljährlich für ein paar Wochen oder Monate seinen gewohnten Aufenthaltsort mit einem anderen vertauscht! Wenn längere Zeit hindurch immer die gleiche Umgebung uns gefangengehalten hat, immer dieselben Sinneseindrücke Kost unseres Denkapparats gewesen sind, dann stellt sich früher oder später ganz von selbst ein unbestimmbarer und doch um so lebhafterer Hunger nach neuen Eindrücken, ein bewußter oder unbewußter Drang nach einem Wechsel in dem uns alltäglich umgebenden Bilde ein.

Überall bewahrheitet sich das Gesetz, daß immer gleichgerichtete Sinneseindrücke dem Nervensystem unzuträglich, ja schließlich geradezu schädlich werden. Eine noch so schöne Gegend, stets und ohne Unterbrechung uns zum Aufenthalt dienend, büßt ihren Zauber ein; ein noch so schönes Musikstück, zu oft gehört, verliert seinen Reiz; ein noch so liebliches Parfüm, immer wieder wahrgenommen, wird uns schließlich zuwider; unsere Lieblingsspeise, immer wieder genossen, vermag uns bald nicht mehr zu erfreuen.

Was für Gehör, Geruch und Geschmack gilt, trifft in noch viel höherem Grade für das Auge zu; denn wir Menschen sind nun einmal Seh-Wesen, deren gesamtes Tun und Handeln, deren ganzes Innenleben in allererster Linie von dem Organ des Sehens beherrscht und von den Eindrücken, die uns das Auge von der umgebenden Lichtwelt vermittelt, bestimmt wird.

Daher äußert sich der Drang nach Neuem am ausgesprochensten in dem Verlangen nach neuen Bildern für unser Auge. Und die wohltuende Wirkung eines solchen Wandels vermag, wie jeder weiß, geradezu das Aussehen eines heilkräftigen Einflusses anzunehmen. Beruht doch die heilende Wirkung der Badeorte, wie sie durch die Erfahrung

bestätigt wird, wohl in weitaus der Mehrzahl der Fälle weniger auf dem meist minimalen Gehalt der Brunnen oder sonstiger Kurmittel an therapeutisch wirksamen Substanzen oder sonstigen Heilfaktoren, als vielmehr, wie man es nennt, auf der „Luftveränderung".

Und auch diese Luftveränderung wirkt nicht etwa durch einen veränderten Gehalt der Luft an den sie zusammensetzenden Stoffen. Das Wirksame ist vielmehr zumeist die Veränderung der allgemeinen Umgebung. Die Ermüdung des gesamten Systems, bewirkt durch das Gleichmaß und die Einförmigkeit der von außen wirkenden Eindrücke, wird wohltätig unterbrochen durch die neuen Bilder, die der Wechsel der Außenwelt mit sich bringt.

So wird Wandern und Reisen, wie jeder weiß, förmlich zu einem Jungbrunnen unseres gesamten Nervensystems, unserer Leistungen und Stimmungen.

Indessen nicht nur für unser körperliches Wohlbefinden tut uns das Reisen not, sondern in mindestens ebenso hohem Grade zur Pflege unseres Geistes. Das gilt in ganz besonderem Maße für eine Zeit, die über der Ausbildung des nackten Verstandes und der Muskulatur die Kultur der Seele zu vernachlässigen droht!

Natürlich gibt es auch Leute, denen ein noch so schönes Land nichts zu geben vermag; die überall nörgeln, nur Unschönes sehen, das Land und die Menschen schmutzig, das Essen schlecht und ungenießbar finden.

Solche Menschen muß man eigentlich bedauern; denn ihnen entgeht ja das Schönste, was Wandern und Reisen beschert. Sie wissen nicht um das Wunder ungetrübten Erlebens im Neuland, sind nicht teilhaftig der Weisheit, daß nur dem sich die Seele des fremden Volkes erschließt, der es versteht, sich in liebevollem Eingehen und taktvollem Einfühlen in die Eigenarten des Landes, dessen Gastrecht er genießt, zu versenken.

Wer reisen will, muß lernen, sich zu bescheiden und sich fremder Länder Brauch und Sitten anzupassen, muß demütigen Herzens die Offenbarungen der Welt auf sich wirken lassen. Dann wird der innere Erfolg nicht ausbleiben können, und das Saatkorn, das die vorurteilslose Betrachtung der Wunder der Schöpfung in die Seele senkte, wird keinem, aufblühen und reiche Früchte tragen. Und auch von der bescheidensten Wanderung und Reise in fremde Gegenden wird niemand,

dessen Herz und Auge dem Schönen offensteht, ohne unverlierbaren Gewinn heimkehren.

Wer nur ein wenig geistig regsam ist, den zwingt das vergleichende Schauen zum Nachdenken; mehr und mehr werden ihn die durch die Betrachtung der Welt des Greifbaren geweckten Gedanken hinter der Erscheinung den Sinn der Dinge suchen lassen. Jedes Menschen geistiger Werdegang führt von der Beschäftigung mit dem Greifbarem in allmählichem, aufbauendem Vordringen zum Denken im Abstrakten, und „alle Erkenntnis beginnt mit der Erfahrung".

Gerade uns Deutschen tut ja das Reisen so not! Daß wir uns so wenig im Ausland umgesehen haben, daß wir es so wenig verstanden haben, uns in die Stimmungen, in die ganze Denkart der fremdenVölker einzufühlen, daß wir — um es offen auszusprechen — so wenig weltmännischen Takt besessen haben: das hat sich bitter gerächt! Man braucht noch lange nicht „internationalistisch" angehaucht zu sein, um einem etwas mehr kosmopolitischen Einsehen, Einfühlen und Einleben das Wort zu reden. Im Gegenteil; je mehr man von der Welt gesehen und verstanden hat, um so mehr wird der wahrhaft national Empfindende Bräuche und Sitten anderer Völker achten und ehren lernen und um so größere Dienste wird er dem eigenen Vaterlande leisten.

* * *

So soll man den heilsamen Einfluß, den Wandern und Reisen auf den Geist des Menschen ausübt, nicht unterschätzen: jede Wanderung und Reise weitet den Denkkreis, regt die Phantasie an und bereichert das Innenleben.

Und gerade der Reichtum des Innenlebens ist es, der die Ausbildung des Willens fördert. Aus Empfindungen und Vorstellungen gehen ja die Willensakte hervor, während es dort, wo Dürftigkeit des Bewußtseinsinhalts und der Phantasie besteht, dem Willen an Schulung fehlt.

Vielleicht hängt es damit zusammen, daß diejenigen Völker, die am meisten reisen, die gesundesten sind und die Welt beherrschen: die Angelsachsen.

Man wird mir entgegenhalten, Deutschland sei so schön, daß es sich erübrige, ins Ausland zu reisen.

Gewiß ist Deutschland wunderschön; man reist ja auch nicht etwa

deshalb über Deutschlands Grenzen hinaus, weil man das Ausland schöner fände als die Heimat. Im Gegenteil: je weiter man in der Welt herumkommt, um so mehr liebt man Deutschland.

Noch auf einen anderen Einwand bin ich gefaßt, darauf: daß man mir erwidern wird: Es ist ja sehr schön, viel zu reisen, aber wer kann es sich heute überhaupt noch erlauben, auf Reisen zu gehen? Doch gewiß nur ein verschwindend geringer Teil der Bevölkerung!

Das ist richtig; sicherlich wird es immer eine Menge Menschen geben, denen das Reisen — besonders ins Ausland — ein verschlossenes Paradies bleiben muß. Unsere Jugend aber sollte sich, ganz besonders, wenn sie berufen ist, später einmal verantwortliche Ämter und führende Stellungen zu übernehmen, ein paar Jahre hindurch eindringlich den Wind der Welt um die Ohren wehen lassen, bevor sie sich in der Heimat festsetzt. Dann wird sie mit anderen Augen das Geschehen erleben und beurteilen, und wir werden in Zukunft besser psychologisch gerüstet für das Verständnis kosmopolitischen Geschehens dastehen, als uns der Krieg vorfand.

Derjenige aber, dem das Geschick es versagt, mit eigenen Augen fremde Welten zu schauen, kann durch Wort und Bild der Schönheiten und Wunder ferner Länder teilhaftig werden. Für ihn und des weiteren auch für den, der alte Reiseerinnerungen auffrischen möchte, sind auch diese Zeilen geschrieben. Sie mögen ihm als „Fliegender Koffer" dienen und ihn rasch und ohne Umstände in die Länder seiner Sehnsucht tragen. Dann wird auch er einen Hauch von dem Zauber fremder Welten ahnen und die Wahrheit des alten Wortes spüren:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt!"

SONNIGES LAND

Der Himmel glänzt im wolkenlosem Blau, die warme Frühlingssonne weiß so lieblich mit ihren milden Strahlen zu schmeicheln, und die laue, linde Luft, in der man um diese Jahreszeit selbst in den Steinschluchten der Großstadt einen Hauch von Blütenduft wahrzunehmen glaubt, macht das Herz weit und erfüllt es mit tiefem und unbestimmbarem Sehnen. Eine wundersame, ständige Feiertagsstimmung überkommt uns, ungewiß und erwartungsvoll, versöhnlich und hoffnungsfroh. Auch der Ärmste und vom Geschick am stiefmütterlichsten Behandelte vermag sich ihr nicht zu entziehen.

Nie erwacht die Liebe zur Natur und ihren Geschöpfen mit solcher Gewalt in uns wie in diesen Frühlingstagen; nie vermag auch das kleinste Gebilde von des Schöpfers Hand solche aufrichtige, tief innere Freude in uns zu erwecken, nie quillt ein geheimnisvolles, starkes Gefühl von Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit zu den Geschöpfen der Natur so machtvoll in uns empor.

Und die weise Allmutter weiß wohl, weshalb sie einmal im Jahre solche Stimmung in unsere Brust senkt. Sie lächelt der anmaßenden Gebilde von Menschenhand; und eindringlich führt sie uns staubgeborenen Wesen, die wir in all unserem modernen, ruhe- und rastlosen Geld- und Maschinenleben den Zusammenhang mit der Natur verloren haben, um diese Zeit vor Augen, wie sehr auch wir ihre Kreaturen, winzige Bestandteile des gewaltigen Organismus sind, den wir Kosmos nennen.

Nie spüren wir den göttlichen Sinn für das wahrhaft Schöne und Erhabene so sehr in uns wach werden, und zu keiner Zeit sind wir so aufnahmefähig und begeisterungsfroh wie jetzt. Es ist, als ob unser ganzes Wesen, unser Denken, Tun und Trachten in einem Jungbrunnen gebadet wäre. Und mit unwiderstehlichem, verführerischem Zauber treibt es uns hinaus aus den Mauern der Städte. Wem es nur irgend die äußeren Umstände erlauben, der gibt nur zu willig dem drängenden Verlangen in seinem Innern nach und entflieht für kurze Zeit dem Meere von Stein, der Natur und ihren herzerfreuenden und geistbelebenden Bildern entgegen.

Das ganze Jahr hindurch muß ich in der Großstadt leben. Das Rattern und Fauchen der Autos, das Tuten und Quäken der Hupen, das Klingeln und Pfeifen der Elektrischen, das Donnern und Poltern der Untergrundbahn ist meine Musik, himmelhohe Wände von Eisen und Stein und grellbunte, aufdringliche Reklameplakate meine gewohnte Umgebung, Staub und Benzolgeruch die Luft, die ich atme, hastige und nervöse Menschen mein Umgang. Und nur einen winzigen Ausschnitt des Himmels sehe ich von dem Arbeitsplatz, der mich täglich vom Morgen bis zum Abend festhält. Aber heute will ich hinaus, will die Stadt hinter mir lassen und untertauchen in das beseligende Gefühl, das nur die Schönheiten jungfräulicher Natur in uns hervorzuzaubern vermögen. Wo das Bild der Landschaft so hoffnungslos vergewaltigt erscheint wie in der großen Stadt, dort bedarf es aufdringlicher Reize, um das abgestumpfte Empfinden zu beeindrucken. Wo aber das Bild der Natur in jungfräulicher Reinheit auf uns wirkt, durch des Menschen Hand nicht entstellt, sondern eher noch verschönt: dort macht auch die zarteste und sinnigste, unbewußte und ungewollte Schönheit tiefen Eindruck auf uns und bringt verborgene Saiten in unserem Innern zum Erklingen.

Die ganze Welt habe ich gesehen, aber kaum je eine Landschaft geschaut, deren Bild durch die Werke von Menschenhand zu so vollendeter Harmonie ergänzt würde wie das des deutschen Rheins.

Freilich: ein Land gibt es, das als klassisches Vorbild für das tiefste Aufgehen der Menschen in der Natur gelten muß: Japan. Denn hier scheint jedes Bauwerk, jedes Gebilde von Menschenhand überhaupt, mit so vollendeter Ästhetik in seine Umgebung hineinkomponiert, daß des Menschen Werke Geist und Sinn der Natur gleichsam weiterführen und beide untrennbar voneinander zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen sind.

Wie selten ist bei uns heute schon ein solches Landschaftsbild geworden! Was bei uns an Zweckbauten aus dem Boden wächst, muß vom ästhetischen Empfinden zumeist notwendig als Fremdkörper im umgebenden Naturbild empfunden werden. Weniger und weniger fühlen wir uns in all unserer technischen Selbstherrlichkeit und Überheblichkeit als Glieder der Natur.

In einem schönen alten Wald, einem rauschendem Wasserfall offenbart sich uns nicht das Antlitz Gottes, sondern der auf den Nutzen

eingestellte Sinn des Menschen von heute überschlägt zunächst, welchen Holzertrag, welche Zahl von Pferdestärken man daraus zu ziehen vermöchte.

Um so dankbarer begrüßt das von Nützlichkeitserwägungen unbeeinflußte Gemüt ein so ursprüngliches und in seinen charakteristischen Zügen unverdorbenes Landschaftsbild wie das des Rheins...

* * *

In Köln, der alten Colonia Agrippina, zu Füßen des anerkannten Meisterwerks der gotischen Baukunst, besteige ich den Dampfer.

Welch gewaltigen Eindruck macht die größte und stilreinste aller gotischen Kathedralen in deutschen Landen auf den Beschauer! Wie hebt der durchgeistigte Bau, der die lastende Schwere irdischen Gesteins überwunden zu haben scheint, den Geist über das wimmelnde Getriebe des Alltags! Wie strebt die Seele aus dem Erdenstaub empor in die

Blick vom Rheindampfer auf Köln

Weiten des Alls, der Sonne, dem Licht entgegen! Hauch des Unendlichen zieht durch die Seele, als jetzt in hehrer Höhe durch das durchbrochene Zierwerk der Turmhelme der Schimmer des Morgenrots leuchtet und die ersten Strahlen der Sonne die helleren Füllungen der mächtigen Spitzbogenfenster vergolden.

Mit winkligen Hafengäßchen altertümlicher, weißer und bunt getünchter Giebelhäuser zieht das malerische Stadtbild Kölns vorüber, überragt von dem imposanten Wahrzeichen der Stadt, dem gewaltigen Dome. Nicht lange, so verdämmern die beiden mächtigen Zackentürme in der Ferne, und nach kaum zweistündiger Fahrt tauchen schon die lieblichen Rheinterrassen von Bonn rechterhand vor uns auf. Kurze Zeit, nachdem die alte Universitätsstadt, in der Beethoven das Licht der Welt erblickte, hinter uns geblieben ist, tritt der Strom in das Siebengebirge. Von luftiger Höhe herab grüßt zur Linken die Drachenburg, auf dem trotzigen Drachenfels sich erhebend, in dessen Gestein der Volksmund die Lindwurmhöhle des Nibelungenliedes verlegt. Die Winzer tragen der Sage Rechnung und nennen den hier gewonnenen Rotwein „Drachenblut".

Der steile, 200 Meter hohe Basaltkegel der Erpeler Lei wird links umfahren und dann bei Niederbreisig die Grenze zwischen dem

Ehrenbreitstein

Das Deutsche Eck bei Koblenz (Moselmündung)

römischen „Germania superior“ und „inferior“ passiert. Noch heute geben hier zwei uralte, an dem damaligen Grenzbach, der Vinxt, gefundene Votivaltäre von den römischen Legionen Kunde. Auf stolzer, waldiger Felsenhöhe sieht man die alte Burg Rheineck mit ihrem trutzigen Turme Wacht halten. Dann umfährt der Dampfer den finsteren Felsen des Kranenberges und gleitet vorbei am Rheinkran, Wartturm und Dom, den Wahrzeichen Andernachs, des alten, von Drusus gegründeten Castellum ante Nacum („vor der Nette“).

Liebliche Landschaftsbilder ziehen in buntem Wandel an den Ufern des Stromes vorüber. Blumige Wiesen wechseln ab mit waldigen Höhen, schroffe, burgengekrönte Felswände mit grünen Rebenhügeln, freundliche Dörfer von altertümlichen, weißen Giebelhäusern mit großstädtischen, von Parks umgebenen Villenorten.

Und nun durchschifft der Dampfer eine der malerischsten Passagen der ganzen Rheinfahrt: in rauschender Fahrt geht es hindurch zwischen der hohen Felsenfeste Ehrenbreitstein und der Moselmündung, dem Deutschen Eck, geziert mit dem ehernen Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. Die Zinnen und Türme von Koblenz bleiben hinter uns, und bald verengt sich das Bett des Stromes. Durch Deutschlands bevorzugteste Weingegend führt nun der Weg des Schiffes. Steile Felsen,

gekrönt von verwitterten, grünumsponnenen Burgruinen, treten beiderseits an den Lauf des Stromes heran. Zwischen dem in der Sonne blinkenden Schiefergestein leuchten grün die in Reih und Glied angepflanzten Rebenstöcke, und jeder noch so kleine Winkel zwischen den Felsen scheint zu Weinpflanzungen ausgenutzt. Idyllisch gelegene Flecken mit spitzgiebeligen, von Fachwerk durchkästeten Häuslein, mit Kirchen, Kapellen und uralten, moosbewachsenen Stadtmauern aus rohem Quadergestein, malerisch an den Felsen geklebt, und allemal vom trutzigen Burgfried überragt, säumen die Ufer. Und alle die Namen dieser lieblichen Ortschaften sind gute alte Bekannte; denn das edle Getränk, dem sie den Namen geben, hat gar oft trauliches Beisammensein verschönt und hehrer Feier die rechte Würze gegeben.

An den steilen Felsenufern ist nur Raum für die Straße und die Eisenbahn. Und bisweilen fällt das hohe Ufer so steil gegen den Fluß ab, daß der Schienenweg in langen Tunnels den vorspringenden Fels durchbrechen muß. Stolzenfels und der Königsstuhl bleiben zur Rechten, und dann ragt linkerhand das scharfe Profil der Lorelei aus dem Strom empor, mit seltsamem Zauber auf die Stimmung der Reisenden einwirkend. Brausend und schäumend brechen sich die Fluten des

Lahnstein mit Burg Lahneck

Braubach mit Marxburg

Fischerboote bei St. Goarshausen

Lorelei

Oberwesel

Pfalz bei Caub

deutschen Stromes an der senkrecht aus dem Flußbett emporsteigenden Felsenwand.

Wie die Stromwirbel des gefürchteten Binger Loches passiert sind, weitet sich das Bett des Flusses wieder, und zwischen grünen Bergen und Felsenhängen hindurch öffnet sich der Blick fern hinaus über den lieblichen, lichten Reingau. Die viel besungene Ruine Ehrenfels und der sagenreiche, auf kleiner bewaldeter Aue mitten aus dem Rhein emporsteigende „Mäuseturm" bleiben hinter uns, und dann hält der Dampfer gegenüber dem aus luftiger Höhe auf den Rhein herabschauenden Niederwalddenkmal in Bingerbrück.

Der schönste Teil der Rheinfahrt nimmt hier sein Ende; und nun will ich den Strom verlassen, um im lieblichen Nahetal Erquickung zu suchen von dem ruhelosen und lärmenden Getriebe der Großstadt.

Immer dem Bette der Nahe folgend, durchquert die Bahn blumige Wiesen und Felder. Altertümliche, plumpe Bogenbrücken aus Quadergestein überspannen den Fluß. Nicht lange, so hält der Zug in Kreuznach, dem alten Cruciniacum, dessen heilsame Quellen schon den Römern bekannt waren. Die ersten Ausläufer der Pfälzer Berge werden sichtbar, und unvermittelt erhebt sich aus der Ebene die mächtige

Porphyrwand der „Gans“. Die Nahebahn umfährt sie und hält in Münster am Stein.

Ein gottbegnadeter Fleck Erde breitet dem Kommenden die Arme entgegen. Allseitig von hohen Felswänden umgeben, dehnt sich im

Clemenskapelle bei Trechtinghausen

lieblichen, fruchtbaren Nahetal der idyllische Ort. Ausgedehnte Gradierwerke geben der Luft erquickende Würze. Unmittelbar aus dem Flußbett steigt steil zu schwindelnder Höhe der Rheingrafenstein empor, gekrönt von uralten, verwitterten Burgresten. Geradlinig setzen die festen Quadermauern die senkrechte Felswand nach oben hin fort; und schier unbegreiflich will es scheinen, wie man in dieser luftigen Höhe mit den primitiven Hilfsmitteln längst vergangener Zeiten den verwegenen Bau zur Ausführung zu bringen vermochte.

Auf der anderen Seite des Städtchens dehnt sich der imposante Porphyrrücken des Rotenfels. Auch dieses gewaltige Felsmassiv, an seinen Hängen mit köstlichem Wein bewachsen, fällt in seinen Vorsprüngen lotrecht gegen den Flußspiegel ab und eröffnet von seinen zerklüfteten Höhen schaurig-schönen Blick in tiefe Schlünde und Abgründe. Zwischen den beiden ragenden Felswänden stehen auf grünem Hügel die Reste der Ebernburg, der Feste Franz von Sickingens. Das

Geschick fast aller alten Burgen dieser Gegend hat auch sie ereilt: sie wurden von den Franzosen zerstört, und nur noch Ruinen zeugen von vergangener Pracht.

Wundervoll ist der Blick von hier oben. Tief unten im Tale zieht wie ein silbern schillerndes Band der Naheſluß seine Bahn. Wogende Kornfelder, blumige Wiesen und braungrüne Rebenhügel säumen die Hänge. Üppiger Mischwald deckt die Höhenzüge. Ländliche Ortschaften, von hier oben wie Spielzeug anzuschauen, beleben das anmutige Landschaftsbild. Und wie Spielzeug sehen auch, aus dieser Höhe betrachtet, die Menschen und Wäglein aus, die auf der gewundenen Landstraße dahinziehen, und die Nachen, die auf dem schimmernden Strom einhergleiten.

Rheinstein

Rheingrafenstein bei Münster am Stein

Die schroffen Felswände des Rheingrafensteins und Rotenfels liefern den großartigen Rahmen zu dem lieblichen Gemälde, und rechterhand öffnet sich das fruchtbare, grüne Alsenztal, bewacht von den trutzigen Ruinen der Altenbaumburg. Fröhliche Menschen wandern beglückt durch diesen einzigen Garten Gottes, und an mein Ohr tönt es:

„O Vaterland, wie bist du schön
Mit deinen grünen Feldern,
Mit deinen Tälern, deinen Höh'n
Und deinen stolzen Wäldern..."

* * *

Abends bin ich von einem befreundeten Weingutsbesitzer zur Weinprobe eingeladen. Als die Schatten dunkeln, machen wir uns auf den Weg. Durch die winkligen Gäßchen des Dorfes hindurch führt der Pfad auf eine kleine Anhöhe. In den Ruinen eines alten Schlosses sind die Kellereien untergebracht. Steinerne Treppen führen in das Gewölbe aus Quaderblöcken hinab; erdige, kühle Luft schlägt uns entgegen. Jahrhunderte alte Inschriften in den rohen Wänden geben Kunde von früheren Besitzern. Wo immer Raum ist, lagern ringsum Weinfässer aller Größen; vom kleinsten bis zum dickbauchigsten.

Der Küfer nimmt den Schlauch, senkt ihn durch das Spundloch in das erste der Fässer hinab, saugt an, und schon leuchtet es goldig im Glase. Ein Gebinde nach dem anderen wird solcherart durchprobiert. Dann setzen wir uns, um die besten, schon auf Flaschen gefüllten Einundzwanziger-Weine zu kosten, in die Laube vor dem Eingang zum Gewölbe.

Die Nacht ist kühl und ruhig. Eine zarte Mondsichel steht am Himmel, auch dem übrigen Teil der Scheibe einen deutlichen matten Schimmer von ihrem hellen Glanze mitteilend. Einem einzigen Meere funkelnder Strahlenbündel gleicht das sternübersäte Firmament. Im nahen Bergbach läuten die Unken; große Nachtschwärmer umschwirren uns in geisterhaftem Fluge. Aus dem Tale tönt ferner Gesang verspäteter Wanderer zu uns empor. Von Franz von Sickingens stolzer alter Trutzburg schimmern zwei einsame Lichtlein herüber.

Der edle Rebensaft, der vor uns im Glase schimmert, beflügelt die Gedanken. Plötzlich taucht sich die düstere Silhouette des Rheingrafensteins in lodernden Purpur: der Felsen ist auf halber Höhe von rotem Licht erleuchtet. Ein phantastisches Bild ist es, das sich unseren erstaunten Blicken bietet. Wie züngelnde Flammen leckt es gespenstisch an den Zacken empor. Spukhafte schwarze Schattengebilde huschen über die Felsenwand, und in der Mitte der Gratspitze gähnt grausig wie das blutige Maul des Baal-Opfers, ein in den Fels hineingeschlagener Durchgang.

Wortlos starren wir, in Sinnen versunken, auf das seltsame Phänomen.

Allgemach wird die Luft kühler. Bündel vorjähriger Weinreiser werden aufeinander geschichtet und ein lustig prasselndes Feuer entzündet.

Mitternacht ist nicht mehr fern, als wir aufbrechen.

Aus dem Dorfe tönt uns seltsame, groteske Musik entgegen: Trompete und Pauke. Wir gehen dem Klange nach und finden uns bald auf dem Dorfplatz einem wundersamen, altertümlichen Bilde gegenüber. Eine wandernde Schauspielertruppe hat hier ihre kleine Bühne aufgeschlagen und spielt unverdrossen vor dem Publikum der biederen Dorfbewohner ein schaurig-schönes, sentimentales Stück. Am Schlusse sterben vorschriftsmäßig alle Mitwirkenden; Friedhofskreuze und Geistererscheinungen spielen eine gewichtige Rolle. In den Zwischenpausen aber hält das Pauken- und Trompeten-Duett die Zuschauer bei Stimmung.

Ein kurioser Anblick; an längst vergangene Zeiten gemahnend, da das Schauspiel noch auf Wanderbühnen angewiesen war, und es dem Publikum nicht gar so leicht gemacht wurde, sich in das Milieu der Handlung zu versetzen, wie es die heutige Theatertechnik tut, und da der Zuhörer mit Hilfe der eigenen, lebendigen Phantasie die fehlende Staffage zu ersetzen hatte.

Nur schwer reißen wir uns von dem wunderlichen Bilde los und wissen nicht, was ergötzlicher anzuschauen ist: die Schauspieler mit ihrem drolligen Pathos oder die Zuschauer, jung und alt, wie sie atemlos und mit großen Augen und offenem Munde jede Bewegung und jedes Wort der Darsteller verschlingen.

Zwischen dampfenden Wiesen hindurch führt der Weg heim. Die Nebel wallen, und laut zirpen die Grillen ihr gleichförmig-rhythmisches Lied...

Zons am Niederrhein

EIN RHEINISCHES ROTHENBURG

Ein seltsames und von eigenartigem Zauber getragenes Empfinden überkommt uns bisweilen, wenn wir mitten in der jagenden Hast unserer Zeit plötzlich ein Stück lebendiger Vergangenheit vor uns erstehen sehen. Mit sanfter Gewalt löst das traute Bild den Geist von der unruhevollen Gegenwart und trägt ihn auf den Fittichen rückwandernder Gedanken in längst dahingegangene Tage. Liebend gern gibt sich der gehetzte Mensch des nimmermüden Heute solchem Empfinden hin, das mit wundersamem,[1] einlullendem Zauber Beruhigung über uns ausgießt. Und nur zu gern vergißt man für ein Weilchen in beschaulicher Erbauung die geräuschvolle und ruhelose Hatz, die den Rhythmus heutigen Alltagslebens bedeutet.

Tief liegt es in dem unbewußten Sehnen der Zeit begründet, daß bei aller Geschwindigkeit des Fortschreitens ein so warmes Gefühl für die Dinge der Vergangenheit durch unsere Tage klingt! Spüren wir nicht immer wieder bewunderndes Staunen in unserer Seele emquellonder, wenn wir uns in die Betrachtung früherer Zeiten versenken; fragen wir uns nicht stets von neuem: Woher nahm jene Epoche die ungeheure künstlerische Gestaltungskraft? Was aber haben wir an wirklich Eigenem dagegenzusetzen?

Nur allzu verständlich ist jenes, oft beinahe mit einem leisen Gefühl von Beschämung gepaarte Empfinden; nur allzu begreiflich ist, daß der denkende Mensch in vergleichender Schätzung das Einst gegen das Jetzt abwägen möchte. Und ohne undankbar zu sein gegen eine Zeit, die uns so ungeahnte äußere Bereicherung gebracht hat, wird sich das empfindsame Gemüt doch bisweilen auflehnen gegen alle jene unablässigen überschwelligen Reize, wie sie die Ära der Überzivilisation notwendig mit sich bringt.

Gerade dies sind die Stimmungen, in denen der Geist geneigter denn je ist, das Zünglein seiner abschätzenden Wage zu ungunsten der ruhelosen, erwerbslüsternen und verstandeswachen Gegenwart ausschlagen zu lassen. Und ist solch ein Urteil nicht letzten Endes nur ein natürlicher Rückschlag gegen eine Lebensform, die durch die Existenzbedingungen unserer Zeit mehr und mehr zur Unnatur verdammt wird?

Freudiger Begeisterung voll geben sich Auge und Herz der Betrachtung jedes verträumten Winkels hin, dem die moderne Zeit noch nicht das Siegel des Zweckgeistes aufgedrückt hat, und der noch unberührt ist von den Errungenschaften technisch-mechanistischen Zeitalters. Das innere Auge beeilt sich, den Schauplatz mit den bunten Gestalten vergangener Tage zu bevölkern, und die lebendige Bühne trägt den Geist in beschwingtem Fluge in längst entschwundene Zeiten zurück. In Zeiten, die uns wohl in der Geschwindigkeit der Verkehrsmittel, der Zahl der Fabrikschornsteine und der Technik der Kriegführung nicht gewachsen waren, von denen uns aber ein ahnendes Empfinden sagt, daß sie an wahrem Glück, wirklichem Lebensgenuß und manchen sonstigen Imponderabilien unser innerlich armes Zeitalter der Technik mit all seiner prunkhaften Dürftigkeit um ein Erkleckliches überragten...

Rar sind heute die „verträumten Winkel" aus alten Tagen geworden.

Und wo sie sich hinübergerettet haben in die geräuschvolle Gegenwart, haben ein geschäftiger Fremdendienst und sehr moderner Geschäftssinn ihnen den Schmelz des Alten, Unberührten genommen. Wo aus solchen Orten erst einmal „Sehenswürdigkeiten" werden, wo das ganze unerfreuliche Drum und Dran um sie herum entsteht, das mit jenem Begriff unzertrennlich verknüpft ist, dort ist es um die Patina geschehen. Die Erwerbssucht kratzt sie ab und setzt sie unbedenklich und rücksichtslos in klingende Münze um; sei es auch mit den geschmacklosesten Mitteln. Wer viel gereist ist und viele „Sehenswürdigkeiten" besucht hat, weiß ein Lied davon zu singen.

Mit um so größerer Freude und Dankbarkeit begrüßt das Auge in der gegenwärtigen Zeit ein Bild, das mit beredter Sprache und in leuchtenden Farben in die Vergangenheit führt, ohne sich dem Beschauer mit den unschönen Merkmalen der viel besuchten und bekannten „Sehenswürdigkeit" aufzudrängen. Wer von Köln, den Rheinstrom flußabwärts gen Düsseldorf fahrend, auf halbem Wege den Dampfer verläßt, der wird mit Entzücken im rheinischen Zons ein solches Gemälde vor sich erstehen sehen. Mitten in einer Landschaft saftiger grüner Wiesen, umrauscht von kugeligen Weiden und hohen Pappeln, liegt hier in träumerischer Weltabgeschiedenheit die alte Festung am Niederrhein: Zons. Eine mächtige, rechteckige Mauer, zu unterst aus trutzigen, unbehauenen Basaltquadern, oben aus Tuffziegeln gefügt, umschließt das Kastell. Und inmitten dieser fast vollständig erhaltenen Festungsmauer erhebt sich mit altertümlichen Häusern das Städtchen.

Bis in die Römerzeit hinein reichen, wie Karl Kremer mitteilt, unsere ersten Nachrichten über den wehrhaften Ort. Schon im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung diente das römische Castrum Sunium als befestigtes Lager dem Schutze der Rheinübergänge. Inschriften der trajanischen Legionen, römische Gräber vor den Toren von Zons und allerlei ausgegrabenes altrömisches Hausgerät wissen noch heute von jenen längst vergangenen Zeiten zu erzählen.

Als im siebenten Jahrhundert der heilige Kunibert die Würde eines Bischofs von Köln bekleidete, erhielt das zum Erzbistum Köln geschlagene Zons eine starke Befestigung. Das hatte seine guten Gründe. Denn die Kölner Bischöfe lebten nicht auf gutem Fuße mit der Stadt Köln; und bei gelegentlichen Händeln war es gewiß ein nicht zu unter-

schätzender Vorteil, das strategisch außerordentlich günstig gelegene Zons als Stützpunkt in der Hand zu halten.

In dreizehnten Jahrhundert wurde Zons nach der Schlacht bei Worringen, die das Kriegsglück zu ungunsten des Erzbischofs Siegfried von Westerburg entschied, von den erbosten Kölner Bürgern von Grund auf zerstört. Erst Erzbischof Friedrich III. von Saarweden, der „große Baumeister am Niederrhein", verhalf ein Jahrhundert später dem schwer heimgesuchten Zons wieder zur Bedeutung. Er baute sich hier das stolze Schloß „Friedestrom". So erstarkte unter Friedrich von Saarweden Zons zu neuem Glanz, und besonders der hier erhobene Rheinzoll war es, der den Ort rasch emporblühen ließ. In dieser Epoche erhielt Zons das Stadtrecht, und der tatkräftige und baulustige Friedrich umgab die junge Stadt mit musterhaften Befestigungen. Wie gut er gebaut hat, wird wohl durch nichts anschaulicher vor Augen geführt als durch die Tatsache, daß sich diese Festungsmauern, die nicht weniger als fünf und ein halbes Jahrhundert über sich haben hinwegziehen sehen, bis auf unsere Zeit herübergerettet haben.

Du trittst durch das wuchtige, altertümliche Stadttor, und der Geist des Mittelalters, der dich schon draußen beim Anblick der trutzigen Wehrmauern und Türme anwehte, wird noch stärker und lebhafter. Freundliche Fachwerkbauten, vorspringende, bisweilen von Säulen getragene Obergeschosse, seltsame Giebel und bunte Dächer geben den Gassen ein trauliches und beschauliches Aussehen. Bisweilen erzählen die Eisenklammern von dem Erbauungsjahr dieses und jenes der bescheidenen Häuschen. An einem lese ich die Jahreszahl 1620; gewiß ein stattliches Alter für ein heute noch benutztes Wohnhaus!

Du durchschreitest die stille Straße, und schon findest du dich an ihrem anderen Ende wiederum der Stadtmauer gegenüber. Wie beredt geben die gewaltigen, lückenlos übereinander getürmten Quadern mit den zierlichen gotischen Gesimsen noch heute Kunde von vergangener Kraft und Pracht! Wenn man die massigen Rustikawände daliegen sieht, mit Erkern und Türmen und dem überall angebrachten, anmutigen, vorgekragten Spitzbogenfries, der etwas Leichtbeschwingtes, Liebenswürdiges in die trutzige Wucht der mächtigen Basaltmauern hineinträgt, dann ist es einem wohl, als hielten die Ruinen des stolzen alten Schlosses unter ihrer dichten und beinahe undurchdringlichen Decke wildwuchernden grünenden Efeus einen tiefen, tiefen Dornröschenschlaf.

Nur der Eckturm der sonst arg mitgenommenen Burg „Friedestrom“ steht noch unversehrt: der runde „Judenturm“. Mit seinen zwei Meter starken Mauern scheint er für die Ewigkeit gebaut. Dichter Efeu langt auch nach seinem zierlichen gotischen Kragen empor, möchte wohl gar die spitze Schieferhaube des Turmes überwuchern. Die sonderbare Bezeichnung des „Judenturms“ hat verschiedene Erklärungen gefunden. Eine will den Namen des Turmes von einem jüdischen Gefangenen herleiten; eine andere Deutung macht eine kölnische Familie mit Namen Judde für die Benennung verantwortlich.

Schmucklose, achteckige Wachttürmchen mit Pyramidendächern krönen in regelmäßigen Abständen die Stadtmauer. Die vier Ecken der Festung aber sind von mächtigen, gut erhaltenen Verteidigungstürmen bewehrt.

Wie im Laufe der wechselnden Zeiten so manche Dinge ihre ursprüngliche Bedeutung verlieren und wohl gar ein ganz neues Gesicht annehmen, so mußte einer dieser Türme nach der „Abrüstung“ der Stadt lange Zeit hindurch als Mühle herhalten. Die neue Zeit hat sie

Einer der Ecktürme der Festung, der später als Mühle benutzt wurde

zum Stehen gebracht, und die Überreste des hölzernen Mühlenkopfes mit seinem Gestänge faulen auf dem Söller des Turmes. Vielleicht ließ von ihm herab dereinst der Bläser sein Horn erklingen, wenn sich ritterliche Gäste dem Schlosse nahten, oder wenn in der Ferne der Rheinebene der Staub sich heranwälzender Kriegshorden emporstieg...

Rheinseite. Zollturm und Festungsmauer mit Wachtturm

Der an der Rheinseite gelegene, massige, vierseitige Zollturm ist der Besteigung zugänglich. Eine Nonne mit weitausladender weißer Flügelhaube weist mir den Weg. Durch ein altertümliches Stiegenhaus geht es empor. Schmale, schießschartenartige Fenster, mit schmiedeeisernen Stäben vergittert, künden die ungeheure Dicke der Wände und geben eine Vorahnung von der prächtigen Fernsicht.

Oben tut sich dem Beschauer ein weiter Rundblick auf. Ringsum die fleißige niederrheinische Tiefebene mit Fabrikschloten und Funkenmasten, mit gewaltigen Trägern der Überlandzentralen, mit Eisenbahnen und Landstraßen voll dahinrasender Automobile, mit dem breiten Rheinstrom und Dampfern und qualmenden Schleppzügen auf seinem blinkenden Rücken. Und inmitten all dieses neuzeitlichen Getriebes, zu Füßen des Beschauers ein mittelalterliches Städtchen, ab-

geschlossen gegen die lärmende Außenwelt durch eine dichte, efeuumsponnene Festungsmauer.

Ein wehrhafter Turm war es, von dem die Zollwächter nach tributpflichtigen Rheinschiffen ausspähten. Denn die Gußlöcher, die in den Spitzbogen des Kragens ausgespart sind, und durch die der Blick senkrecht in die Tiefe fällt, zeugen eindringlich von den Kriegsmitteln jener Zeit, die den anstürmenden Feind mit Güssen von siedendem Öl und Pech empfing.

Als in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der Rheinzoll aufgehoben wurde, war es um die Bedeutung von Zons geschehen. Und heute ist es ein seltsamer Anblick, das stille Städtchen so unberührt von all dem modernen Leben seiner Umgebung unter sich ausgebreitet zu sehen — ein lebendig gewordener Anachronismus.

Aus der luftigen Höhe vermag ich gerade in den Hof des Hauses hinabzublicken, das zu Füßen des Zollturms liegt. Hühner und Gänse schreiten über den Hof, Schweine sonnen sich träge neben dem Dunghaufen. Der Bauer sitzt vor der Tür seines Hauses auf der Bank. Er trägt eine Zipfelmütze auf dem Kopf und raucht aus einer langen Pfeife.

Ich schaue und schaue, und die Zeit scheint mir stillgestanden zu sein.

Ein wenig weiterhin das Schloß. Es schlummert unter seiner dichten Efeudecke, und die Ruinen, die so viel erzählen könnten von prunkenden Festgelagen, von fröhlichem Jagdruf und wildem Kriegsgeschrei, liegen schweigend und verlassen da. Draußen aber hastet das geräuschvolle Leben vorüber, schreitet weiter und achtet kaum des stillen Winkels, der hier an vergangene Zeiten gemahnt, und von dem langsam ein Stein nach dem anderen abbröckelt.

DAS POMMERSCHE CAPRI

In scharfen Umrissen steht am Horizont das Bild der alten Hansestadt, von der Wallenstein sagte, „sie müsse herunter, und sei sie auch mit Ketten an den Himmel geschmiedet“: Stralsund. Ruhig liegt die Strela-Bucht. Markig und von urwüchsiger Kraft zeugend, heben sich die Silhouetten der Türme von Nikolai und Marien aus der klaren Abendluft, und bisweilen vergoldet ein Strahl des sinkenden Tagesgestirns die Spitzen der durchbrochenen Zackenfassade des Rathauses. Ein prächtiges mittelalterliches Städtebild, Nürnberger und Rothenburger Erinnerungen wachrufend.

Selbst der schüchterne Versuch eines Wolkenkratzers an der Strandseite und die paar Fabrikschornsteine vermögen die Harmonie dieses Gemäldes nicht zu beeinträchtigen. Denn der innere Blick nimmt die aufdringlichen Zeichen der neuen Zeit kaum wahr. Er sieht nur die wundervolle, geschlossene Einheit dieses getreuen Abbildes einer längstvergangenen Zeit, sieht im Geiste die Scharen Wallensteins vor den Toren der Stadt, hört die wackeren Ratsherren furchtlos dem Eroberer antworten; sieht die Stadt nach heißen Belagerungen bald in den Händen der Schweden, bald in der Gewalt des Großen Kurfürsten, bald im Besitz der Preußen und Dänen, dann wieder in der Hand der Franzosen; sieht Schill nach heldenhaftem Kampfe in den Mauern Stralsunds fallen.

Nordwärts zieht der kleine Dampfer seine Bahn, und allgemach beginnt das Bild Stralsunds im Dunst zu verschwimmen.

Längst begleitet den Weg des Schiffes zur Rechten der bald gelbe, bald grüne Strand Rügens; und nun hebt sich zur Linken ein langgestrecktes Eiland aus dem Meere: Hiddensoe. Noch scheint die grüne Insel einförmig und flach; aber in der Ferne beginnt schon ein waldiges, leuchtturmgekröntes Hochland aus dem Dunst emporzusteigen. Es wächst und wächst; und nach einer Weile geruhsamer Fahrt, die in ihrem Tempo durchaus dem traulichen alten Bild entspricht, macht das Dampferlein am Landungssteg des idyllisch im Grün versteckten Ortes Kloster fest.

Eine ganze Reihe von Badegästen hat sich zu diesem Ereignis des Tages an der Anlegebrücke eingefunden.

Der Anblick ihrer Kostümierung ist die erste Wohltat. Keine Modeverrücktheiten wie in so vielen „mondänen“ Seebädern, sondern ein erquickendes, strumpf- und hutloses Zurück zur Natur. Hier gibt es kein Kurhaus, keine Jazzband, keine Preistänze und Schönheitskonkurrenzen. Nicht einmal ein Kino. Man kann sich also wirklich erholen!

Daß trotzdem so wenig Menschen hier sind — niemand ist böse darüber! — beweist, daß das Gros der modernen „Sommerfrischler“ zumeist ganz etwas anderes sucht als Erholung.

Brandung am Strande von Hiddensoe

Von meinem Fenster aus sehe ich rechterhand das offene Meer, zur Linken den „Bodden“, die flache, geschützte Bucht, die hier die Insel Hiddensoe bildet, und auf dem jenseitigen Ufer den Strand von Rügen.

Zweimal am Tage ruft mich vernehmliches Rauschen ans Fenster. Dann zieht die vielköpfige Viehherde des Gutes durch das flache Wasser des Boddens den Weideplätzen zu oder heimkehrend den Ställen entgegen; ein prächtiges Bild. Hirte und Hund machen den Umweg übers Land. Aber wenn eines der Rinder von seiner Bahn abweicht, springt der brave vierbeinige Wächter lauthals bellend furchtlos ins Wasser. Er hat seine eigene Methode, die Kühe zurechtzuweisen, packt sie

kräftig am Schwanz und bringt sie so nachdrücklich auf den rechten Weg.

Unten an den steilen Abhängen des Dornbuschhochlandes zieht sich der Badestrand entlang. Ein wundervoller Aufenthalt für den, der gekommen ist, in den frischen Fluten der See Staub und Hatz nimmermüden Großstadtlebens zu vergessen und an einem Bilde reiner, von des Menschen Hand nicht verunstalteter Natur zu genesen von dem naturwidrigen Leben unserer Zeit.

Vor dir das Meer, in prächtigem Wellenschlag aufschäumend, ein rechtes Westerland der Ostsee. Hinter dir das Hochland der Insel, das an manchen Stellen bis zu einer Höhe von 60 Metern ansteigt. Hier fällt es in steilen Uferabfällen von leuchtendgelbem Sande gegen das Meer ab, dort wieder zeigt es sich dicht bewachsen mit dem grünen Gewirr des „Dornbusches", jener niedrigen Ölweidenart, die dem Hochlande der Insel den Namen gab.

Am Strande ein fröhliches, ungezwungenes Badeleben. Keine Badeanstalt mit Stundenzwang und all dem übrigen mehr oder weniger unschönen Drum und Dran. Man zieht sich im Hotel die Badekleider an, läßt sich nach dem Bade im warmen Strandsand von der Sonne trocknen, kehrt im Bademantel ins Hotel zurück.

O du wunderliches, liebliches Eiland! Manch einer mag lächeln, wenn er dich das „Pommersche Capri" nennen hört: er kennt dich nicht. Kennt nicht den verschwiegenen einsamen Pfad, der zwischen Dornbüschen und niedrigen Strandkiefern hindurch hart an den Steilabfällen des hohen Ufers dahinführt.

Wohl bist du schön, unbeschreiblich schön, Capri, mit deiner heroischen Landschaft, mit den gewaltigen Felsbergen, mit dem üppigen Zauber deiner südlichen Vegetation. Aber wer den milden Reiz deines eigenartigen Bildes auch nur einmal in seinem Leben kennengelernt und ganz verstanden hat, du freundliches Eiland in der Ostsee, der wird dich ebensowenig vergessen können, wie man je, solange das Herz schlägt, den Blick von der Punta Tragada vergessen könnte!

In tiefem Blau leuchten Meer und Himmel, nicht, als sei man an einem der nördlichsten Punkte des Deutschen Reiches, sondern als weile man fern in südlichen Landen. Und beinahe südlich muten auch die Farbenkontraste des wundervollen Bildes an, das sich in immerwährendem bunten Wechsel den Auge darbietet.

Steilküste am Dornbuschhochland

Bald gleitet der Blick über das azurne Meer, über dem sich blitzend weiße Möven tummeln, bald über leuchtendgelben Sand, dann wieder über ein lichtgrünes Gewoge von Dornbüschen, das hier und da Kieferpflanzungen voll würzigen Duftes mit ernstem, düsterem Grün unterbrechen.

Ich schaue und schaue, und Bilder von der Corniche erstehen vor dem inneren Auge. Und doch: wie verschieden sind sie von dem Gemälde, das sich hier zu meinen Füßen dehnt. Dort, im sonnigen Süden, das üppige Land, das dem Beschauer beide Arme entgegenbreitet, ihn mit der Überfülle des freigebig gespendeten Schönen an sich ziehend. Hier ein leiser Abglanz des Herben, Ausdruck, daß sich diese Landschaft dem Besucher nicht entgegendrängt, daß sie erobert, gewonnen sein will, daß sie ihre Seele nur dem ganz erschließt, der es versteht, sich mit Herz und Sinn tätig in sie zu versenken.

Ist das der Grund, daß uns die noch so prangende und verschwende-

rische Schönheit südlicher Länder schließlich zum Überdruß zu werden vermag, daß aber der Zauber nördlichen Landschaftsbildes denjenigen, den er einmal gefangennahm, nie wieder freigibt? Ist dies das Empfinden, das Stefan George beseelte, als er sang:

„Du wirst nicht mehr die lauten Fahrten preisen,
Wo falsche Flut gefährlich dich umstürmt,
Und wo der Abgrund schroffe Felsen türmt,
Um deren Spitzen Himmels Adler kreisen.

In diesen einfachen Gefilden lern'
Den Hauch, der den zu kühlen Frühling lindert,
Und den begreifen, der die Schwüle mindert,
Und ihrem Kindesstammeln horche gern!

Du findest das Geheimnis ewiger Runen
In dieser Halden strenger Linienkunst,
Nicht nur in Mauermeeres Zauberdunst.
Schon lockt nicht mehr das Wunder der Lagunen....

* *
*

Wahrhaft paradiesisch wird das Gemälde auf Hiddensoes hohem Ufer, wenn sich zur Zeit des Sonnenuntergangs das Tagesgestirn anschickt, im Meere zu versinken.

Fortwährend wechselt das wundervolle Bild die Lichter. Die tiefschwarzen Wolkenmassen, die sich am Horizont ballen, beginnen schon in glutenden Purpur zu zerfließen. Immer breiter wird der goldglänzende Saum, der sie umgibt. Ein schmaler Streifen flüssigen Goldes scheint zwischen dem Beschauer und dem sinkenden Sonnenball über das Meer ausgegossen.

Aber schon huschen violette Tinten über die glitzernden Wellen. Die leuchtende Bläue des Himmels weicht fahlem Gelb, letzte, rosarote Zirruswölkchen lösen sich auf. Matter und matter wird der Glanz der Sonnenscheibe, und kaum ist sie im Meer versunken, so leuchtet über dem Bodden im milden Silberlicht die Sichel des Mondes.

Unter der wechselnden Beleuchtung taucht plötzlich, wie von Geisterhand aus dem Meer gehoben, grauschwarz das hohe Kreideufer von

Möen aus den Fluten. Greifbar nahe scheint die mehr als fünfzig Kilometer weit entfernte Insel. Tiefer und tiefer dunkelt die See, und eben blitzt zum erstenmal das weißrote Blinkfeuer des Leuchtturms auf.

Wundervoller Friede liegt über Land und Meer. Hochbeladen ziehen die Erntewagen dem Gutshof zu, brüllend waten die Rinder durch das hochaufspritzende Wasser des Boddens den heimatlichen Ställen entgegen.

Aus der Wirrnis von Dornbüschen, die die nahe Bessin-Landzunge bedecken, klingt schon der erste Fasanenruf. Vielstimmiges Gegockel antwortet aus dem dichten Unterholz. Zwei fürwitzige Häslein äsen sich durch die grüne Wiese, vergnügen sich mit allerlei Spielen, die laut Jagdkalender um diese Zeit ganz unprogrammäßig sind.

Und sieh dort! — Das Weidmannsherz schlägt rascher. Gerade wie ich mich auf den Heimweg machen will, teilt sich der Busch, und ein schlanker Kopf mit bravem Sechsergehörn wird sichtbar. Weiß leuchten die Enden durch die klare Abendluft. Vorsichtig windet der Bock nach allen Seiten; dann ein Sprung, und er steht mitten in der Wiese.

Regungslos verharre ich, in vollen Zügen das wundervolle Bild trinkend. Und wie ich nun bald den Frieden und die Harmonie der lieblichen, ländlichen Umgebung, bald wieder die Unendlichkeit des nahen Meeres auf mich wirken fühle, spüre ich im innersten Herzen die tiefe Wahrheit des Dichterwortes:

„Wohl dem, selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von der Welt verworrenen Kreisen,
Kindlich ruht an der Brust der Natur."

Neapel. Blick auf den Golf und Vesuv

AUSFLUG NACH NEAPEL

Als ich eines Tages, nach unvergeßlich schönen Wochen in den Tiroler Alpen, durch die Straßen Innsbrucks wandelte, fiel mein Blick im Schaufenster eines Reisebureaus auf eine Ankündigung, die besagte, daß man aus Anlaß der Abhaltung einer Mustermesse in Neapel für — sage und schreibe — vierzig Goldmark von Innsbruck zweiter Güte nach der Stadt des Vesuvs hin und zurück fahren könne!

Kann man schneller Geld sparen, als indem man auf diese Art nach Neapel reist? Gewiß nicht! So besorgte ich mir das italienische Visum und fuhr gen Süden. Die von der Eisenbahnverwaltung entgegenkommenderweise auf jedem Wege gestattete zweimalige Fahrtunterbrechung benutzte ich, um Florenz und der ewigen Stadt einen Besuch abzustatten, und eines schönen Morgens setzte ich mich in den Rom-Neapeler Schnellzug.

Mit beängstigender Geschwindigkeit sauste der „Diretto“ durch die fruchtbaren Gefilde der Campagna. Uralte Aquädukte flogen vorüber,

und fern grüßten die Gräber der alten Römerstraße. Die lieblichen, vielbesungenen Albanerberge blieben zurück, die Ebene von Latium und das wilde Volskergebirge. Das malerische Aquino, das dereinst dem berühmten Thomas das Leben gab, und der massige Monte Cassino, gekrönt von dem vielzinnigen Benediktinerkloster, das, aus der Tiefe betrachtet, fast wie Spielzeug ausschaut, fesselten für eine kurze Spanne den Blick.

Die ländlichen Ortschaften der sonst so unvergleichlich schönen „Campagna felix", die an dem dahinjagenden Zuge vorüberflogen, waren nach dem heißen, regenlosen Sommer derart über und über mit Mergelstaub bedeckt, daß sie einem einzigen Lehmhaufen glichen. In Caserta hielt der Zug einen Augenblick lang, einen kurzen Blick auf das herrliche alte Bourbonenschloß gewährend.

Zur Linken schob sich die Silhouette eines Doppelgipfels durch den Dunst. Ein feines, kaum sichtbares Rauchwölkchen lag über dem Kegel: Vesuv und Monte Somma.

Nicht lange, so hielt der Zug auf dem Bahnhof von Neapel. Das Herz gespannter Erwartung voll für die Stadt, die ich noch nicht kannte, und von der ich schon so viel gehört hatte, stieg ich aus dem Wagen. Aber meine Begeisterungsfreude sollte bald auf eine harte Probe gestellt werden.

Mittlerweile hatte es zu regnen begonnen. Als ich den Bahnhof verließ, war ich entsetzt von dem grotesk häßlichen Stadtbild, das sich mir bot. Eine Schar zerlumpter, entsetzlich schmutziger Kinder balgte sich um mein Gepäck, und alle möglichen und unmöglichen, wenig vertrauenswürdig aussehenden Individuen boten mir mit unglaublicher Beharrlichkeit ihre Dienste an. Auch durch die größten Deutlichkeiten ließen sie sich nicht abweisen.

Indessen, all das focht den Vielgereisten nicht an. Mir kamen ähnliche Erlebnisse an den verschiedensten Ecken der Welt ins Gedächtnis. Und hätte ich nicht gewußt, wo ich war: an dem Gebaren der Leute um mich herum hätte ich es gemerkt: du bist wieder im Süden.

Freilich, nach Palmen und blauem Meer sah es hier – weiß Gott – nicht aus! Das war ja nordeuropäische Großstadt; nur tausendmal schmutziger, stilloser und häßlicher!

Mit dem in südlichen Breiten angebrachten Nachdruck bahnte ich mir den Weg durch die lärmenden Menschen zum Hotelomnibus.

Endlos wollte mir die Zeit vorkommen, die das wenig saubere Gefährt — vergeblich auf weitere Passagiere wartend — vor dem Bahnhof hielt. Endlich ging es los. —

Das also war das vielbesungene Parthenope!...

Es goß in Strömen. Wie ich durch die endlosen, schmutzigen Straßen fuhr mit ihren stillosen, unsauberen Häuserfronten, mit unbeschreiblich löcherigem Pflaster, mit von Dreck starrenden Gossen und aufdringlicher, geschmackloser Reklame an jedem Laternenpfahl, erinnerte ich mich des vielzitierten Wortes: „Sieh Neapel und stirb!" Ich fand es sehr passend....

* * *

Mein Hotel liegt am Meer. Grau in grau hängt der Himmel. Man kann nicht hundert Meter weit sehen. Vom Vesuv keine Spur. Es ist auch nicht ratsam, Ausschau in die Umgebung zu halten. Denn eine handbreit hohe Schlammschicht bedeckt die Straße, und wenn man nicht rechtzeitig Deckung nimmt, so überschütten die in wahnsinnigem Tempo vorbeirasenden Automobile den harmlosen Spaziergänger von oben bis unten mit Lehmsoße.

Italien muß überhaupt das Paradies aller Motorfahrer sein. In unbeschränkter Geschwindigkeit, unter irrsinnigem Tuten und Hupen, mit Vollgas und stets offenem Auspuff, sausen Autos wie Motorräder dahin. Der Lärm, der dadurch in den oft so engen Straßen entsteht, ist unbeschreiblich und macht — besonders in den größeren Städten — bisweilen jede Nachtruhe illusorisch.

Abends wate ich durch die Mustermesse. Die Ausstellungshallen ziehen sich am Meer entlang. Ein feiner Sprühregen rieselt unaufhörlich hernieder. Immerhin, es ist sehr interessant und lehrreich; und wäre das Wetter ein wenig besser, so brächte ich sicherlich den allerbesten Eindruck von der Ausstellung mit heim.

Wie die Dinge liegen, wird die Freude an dem Ausgestellten etwas beeinträchtigt durch die Tatsache, daß man auf den Wegen zwischen den Ständen bis in die Knöchel versinkt. Besonders bei dem schöneren Geschlecht, das in weitausgeschnittenen, durchbrochenen und geflochtenen Halbschuhen und hellen Seidenstrümpfen die Ausstellung besucht, schafft dieser Umstand reizvolle Bilder.

Indessen, die Betrachtung der hübschen und geschmackvollen Arbeiten der Eingeborenen aus der italienischen Kolonie Eritrea wirkt wieder

versöhnlich. Sie zeigt im übrigen, daß auch die einfachste Handarbeit zumeist schöner und ansprechender ist als noch so prunkhafte, maschinell hergestellte Massenware.

Ich überlege: was wirst du in dieser Stadt tun, wenn das schlechte Wetter anhält? Morgen wirst du den Tag im Nationalmuseum und im ehemals deutschen Aquarium totschlagen und übermorgen früh wieder nach Rom fahren. Dort wird man den Regen nicht so störend empfinden; denn es gibt so viele Kirchen, Museen und Galerien zu besichtigen, daß einem die Zeit schon nicht lang wird. Neapel aber ist bei schlechtem Wetter unmöglich.

Da sich der Vesuv hartnäckig meinem Blick verhüllt, so nehme ich mir zum Trost eine Flasche Lacrimae, von dem man mir sagte, daß er am Fuße des feuerspeienden Berges wächst, mit aufs Zimmer. Das gute Getränk entschädigt mich für die wenig erfreulichen ersten Eindrücke von Neapel. In so sanften Schlummer wiegt es mich, daß ich mich am nächsten Morgen ehrlich über meinen festen Schlaf wundern muß. Um so mehr, als meine Hände recht reichhaltig mit kleinen roten, juckenden Pünktchen bedeckt sind! Nur der kräftige Lacrimae hat verhindert, daß all die sechsbeinigen Heimsuchungen mich in meinem Schlummer störten....

Als ich die Fensterläden öffne, pralle ich vor freudiger Überraschung zurück. Kein Wölkchen mehr am Himmel, und in wundervollem Blau dehnt sich mir der Golf. Von den ersten Strahlen der Morgensonne vergoldet, grüßen Capri, Sorrent und Castellamare herüber, und aus dem Vesuv quillt — in eigenartigem Kontrast zu dem strahlenden blauen Himmel — eine gelbliche Rauchwolke.

Vergessen ist das schmutzige, verregnete Neapel, und ich beeile mich, aus der Stadt hinauszukommen.

Pompeji. Freigelegte antike Bauten

DER RITT AUF DEN FEUERSPEIENDEN BERG

Mein erster Besuch gilt der von der Lava des Vesuvs verschütteten alten Römerstadt.

Den ganzen Vormittag hindurch bin ich unter den glühenden Strahlen der neapolitanischen Sonne in den Ruinen von Pompeji herumgeklettert. Etwas anstrengend war dieser Spaziergang über Stock und Stein, über Quaderblöcke und umgestürzte Säulen, treppauf, treppab auf die Zinnen der alten Ringkämpfer-Arena, des Theaters, der Thermen und der vornehmen Villa der Vettier. Und die Füße schmerzen auch ein wenig von dem anhaltenden Herumstapfen auf dem sonnendurchglühten Gestein.

So stehe ich nun, rechtschaffen abgespannt, auf dem Bahnhof der kleinen Station Pompeji Scavi, um auf den Zug nach Neapel zu warten.

Heute nachmittag werde ich mich von der reichen Fülle des Geschauten ausruhen und mir in aller Gemächlichkeit von der Galleria Umberto aus das neapolitanische Leben ansehen — denke ich. Aber

der Mensch denkt, und Gott und die pompejanischen Fremdenführer (man sollte sie lieber Fremdenverführer nennen) lenken.

Schon seit einer Weile fällt es mir auf, daß ein kleiner schwarzhaariger Bursche mich beobachtet und sich mir zu nähern versucht. Ich bin in Konstantinopel und anderen nah- und fernorientalischen Plätzen in dieser Hinsicht in eine gute Schule gegangen und spüre ganz instinktiv, daß der Kerl irgend etwas mit mir vorhat. Und gleichzeitig wappne ich, durch reichliche trübe Erfahrungen gewitzigt, mein Herz mit einem Panzer von eisiger Unnahbarkeit. Freilich, das habe ich auf jeder Reise durch Port Said auch getan, und bin auch dort zum Schlusse jedesmal prompt hereingefallen. Warum also soll es mir hier besser ergehen?

Mittlerweile hat sich der schwarzhaarige Kerl vorsichtig in immer engeren Kreisen an mich herangepirscht. Einen Augenblick lang sieht er mich prüfend von der Seite an; dann fragt er in tadellosem Deutsch:

„Wollen Sie nicht auf den Vesuv?"

„Natürlich will ich auf den Vesuv", antworte ich ihm; „schon morgen, und zwar mit der Cookschen Zahnradbahn."

„Mit Cook?" gibt er in halb fragendem, halb bedauerndem Tone zurück; „das kostet Sie 90 Lire!"

„Ist mir bekannt", erwiderte ich kurz.

„Warum wollen Sie nicht auf den Vesuv reiten?" meint er; „es ist ebenso bequem, und Sie sparen dabei genau die Hälfte! Für 45 Lire können Sie von Bosco Trecase auf den Vesuv reiten und wieder zurück, einschließlich sämtlicher Trinkgelder, des vorgeschriebenen Führers auf den Krater usw. Wollen Sie ein Billett?"

„Vielen Dank; ich fahre lieber mit der Zahnradbahn. Übrigens kommt dort mein Zug!" —

Wer nun etwa glaubt, ich sei damit den Agenten losgeworden, der kennt die pompejanischen Fremdenverführer schlecht...

Von der Plattform des Wagens schaue ich über die sonnengebadete Landschaft dahin. Ortschaften fliegen vorüber, deren flachdachige Häuser weiß, hellblau, rosafarben und leuchtendgelb getüncht sind, und Weinberge mit ihren merkwürdigen, ausgemauerten, schluchtartigen Zugangsstraßen. Bald fährt der Zug durch lachende Gärten mit Oleander-, Lorbeer- und Myrtenhainen, mit Palmen und Feigenbäumen, bald wieder über düstere, erstarrte Lavaströme.

Näher und näher rückt der Doppelgipfel des Vesuvs und des Monte

Somma. Eine gelbliche, trichterförmige Rauchwolke schwebt über dem Kraterrande.

Der Augenblick, in dem sich das Bild des Vulkanes in seiner ganzen Schönheit entrollt, stellt augenscheinlich das psychologische Moment dar, mit dem der Agent rechnet. Mit einemmal taucht er — wie aus dem Boden gewachsen — neben mir auf; er ist mir wahrhaftig nachgefahren.

„Noch zwei Stationen bis Bosco Trecase", flüstert er mit listiger Stimme, deutet auf den im Glanze seiner malerischen Schönheit vor mir daliegenden Vesuv und blickt mich an wie die Klapperschlange das Kaninchen, nur noch des Augenblicks harrend, da sie zupacken kann.

„Es ist das günstigste Wetter für die Fernsicht heute", fährt er fort; „wer weiß, wie es morgen sein wird..."

Was soll ich noch viel von dem nun folgenden Dialog erzählen? Bis Bosco Trecase bin ich mürbe, habe mein Billet zu 45 Lire in der Tasche und steige mit dem Agenten aus.

Ich werde in einen kleinen, wackeligen Einspänner gesetzt, der Bengel auf dem Kutschbock schwingt die Peitsche, und unter Geschrei und Pfeifen geht es durch die Stadt dem Vesuv entgegen.

Schon innerhalb des ärmlichen und wenig sauberen Ortes steigt die Straße rasch an, und zwischen den Häusern und Gärtern erblickt man bereits Spuren von der Nähe des feuerspeienden Berges: ausgedehnte Lavafelder und Schlackenhalden. Mittlerweile bleiben die Häuser des Städtchens zurück, und vor mir öffnet sich der Blick auf den mächtigen Vulkan. Sein Bild wirkt um so imposanter, als sich das Bergmassiv ganz unvermittelt aus der Ebene zu einer Höhe von 1300 Metern erhebt.

In einem am Wege liegenden Wirtshaus wird — zu Fremdenpreisen — rasch ein herzhafter Schluck des köstlichen Lacrimae genommen, und dann geht es in die Region der Weingärten hinein. Wie ein Garten Eden mutet dieser Teil des Vesuvabhangs an. Keine zehn Schritt weit vermag zu beiden Seiten des Weges der Blick durch das dichte Blättergewirr der Weinlauben zu dringen. Goldiggelb schimmern die reifen, schweren Lacrimae-Trauben durch das dunkle Grün. —

Mittlerweile ist die Straße erbärmlich schlecht geworden. Sie besteht nur aus locker aufgeschütteten Lavaschlacken, zwischen denen die dünnen Räder des Wägelchens mehrere Handbreit tief einsinken. So steige ich — um der Rosinante nicht gar zuviel zuzumuten — lieber aus und trotte neben dem Gefährt her.

Aus dem Gewirr der Weinlauben tönen Stimmen und übermütiges Gelächter. Neugierig wage ich einen kleinen Einbruch in den „fröhlichen Weinberg" und finde eine lustige Gesellschaft brauner Burschen und Mädel bei der Weinlese. Ich werde freundlich begrüßt und bekomme für eine Lira (gleich 20 Pfennig) eine ganze Handvoll prächtiger, zuckersüßer Trauben.

Dort, wo die Region der Weinpflanzungen an den Waldgürtel grenzt, liegt — mitten im Grün versteckt — ein altes Gehöft aus halbverfallenen hölzernen Bauten. Hier geht die eigentliche Fahrstraße in einen Saumpfad über, und hier werden die Wägelchen mit Reittieren vertauscht.

Hier findet sich auch der unvermeidliche, von der Regierung vorgeschriebene Kraterführer ein. Er sieht etwa so aus, wie man sich in der Phantasie einen Wegelagerer aus den Abruzzen vorstellt. Für ihn ist natürlich kein Pferd vorhanden, und so ergreift er kurzerhand den Schweif einer der Rosinanten und läßt sich so den steilen Pfad emporziehen.

In scharfer Steigung geht es den Berg hinan. Der lichte Niederwald wird immer spärlicher, schwindet bald ganz, und dann führt der Weg durch ein schauerlich-schönes Landschaftsbild zum eigentlichen Kegel des Vulkans empor.

Ein einziges Meer von Asche, Geröll und schwarzen Lavaschlacken bedeckt den steilen Abhang. Tot ist der Boden; und noch bezeichnen tief eingeschnittene, zerklüftete Spalten, die gleichsam in das Innere der Erde hineinzuführen scheinen, das Bett, in dem sich die glühenden Lavamassen zu Tal wälzten.

In eigenartigem Kontrast zu diesem Bilde des Todes gewahrt das Auge rückwärtsschauend das strahlende, lachende Panorama des Golfes von Neapel. Mit jedem Meter, den wir höher gelangen, wird die Aussicht umfassender und schöner.

Merklich kühler wird die Luft, und schon beginnt ein kalter Wind um uns zu wehen. Einige hundert Meter unterhalb des Kraterrandes hört auch der Reitpfad auf. Die Pferde bleiben hier zurück, und der Weg wird pfadlos mitten durch Geröll und Lavaschlacken hindurch zu Fuß fortgesetzt.

Endlich ist der Kraterrand erklommen. Im gleichen Augenblick spürt man einen beißenden, schwefligen Geruch im Halse, der zum Husten reizt und den Aufenthalt unter dem Winde recht unangenehm

gestaltet. In dicken, wallenden Nebeln quillt Dunst aus der Tiefe des Kraterschlundes empor. So dicht sind die Schwaden, daß man den Kratergrund nicht zu erblicken vermag.

Ein Stückchen klettern wir an der inneren Kraterwand über Felsen, Lava und Asche in die Tiefe. Aber der stechende Qualm wird bald unerträglich, und man atmet auf, als man wieder im frischen Wind auf dem oberen Kraterrande steht.

Unvergleichlich ist die Aussicht, die nach allen Seiten hin viele Stunden weit reicht. Wie auf einer Landkarte ausgebreitet, dehnen sich dort unten in der Tiefe Land und Meer. Einem einzigen großen Garten gleich bedecken den Norden die reichen Gefilde der Campagna felix. Aus dem Grün der mit sprichwörtlicher Fruchtbarkeit gesegneten Landschaft leuchten im Sonnenschein die hellen Häuser überall verstreuter Ortschaften. Den Rahmen zu dem lieblichen Bilde liefert die dunkle Kette des Apennin mit ihren majestätischen Bergsilhouetten.

Im Westen steigt amphitheatralisch die jungfräuliche Stadt empor. Prachtvoll kontrastiert das terrassenförmige Stadtbild gegen den dunklen Hintergrund der waldigen Höhen von Camaldoli. In der 100 Meter hohen Felsmasse von Cap Miseno bricht das Land jäh ab; aber die Inseln Procida und Ischia scheinen noch eine Strecke weit eine Brücke ins Meer hinauszubauen.

Im Süden reiht sich an der Küste in bunter Zeile eine Ortschaft an die andere. Und jedes dieser auf hohem Felsenufer gelegenen Städtchen scheint das andere an Schönheit noch überbieten zu wollen: Castellamare, Meta, Sorrent, Massalubrense. Auch hier türmt sich nach einer Weile der Unerbrechung durch die See wieder neues Land aus dem Meer empor: die gewaltigen Felsschroffen von Capri.

Zwischen den beiden Landvorsprüngen, die den Golf von Neapel in sich schließen, breitet sich in wundervollem Blau der Spiegel des Meeres. In scharfen Linien malt sich das felsige Land gegen die azurfarbene See. Weithin glitzern im blinkenden Sonnenschein die Wellen auf, bis fern am Horizont in bläulichrotem Dunststreif die Grenze von Himmel und Wasser verdämmert. —

Als wir uns sattgesehen haben und die Sonne zu sinken beginnt, wird der Rückweg angetreten. Tüchtig durchfroren ist man in der kurzen Zeit droben auf dem Gipfel, und man ist froh, daß schon bald, wenige hundert Meter unterhalb der Kuppe, die empfindliche Kühle, die bei

dem gar zu raschen Temperaturwechsel doppelt unangenehm empfunden wurde, nun wieder linderen Lüften weicht.

Das wundervolle Panorama des Golfes immer vor mir, reite ich zu Tal.

Aber die Pompejaner sorgen dafür, daß sich mit den großartigen Eindrücken, die jede Vesuvbesteigung unauslöschlich hervorbringt, alsbald auch weniger erhebende Eindrücke verbinden.

Kaum nämlich ist man unten angekommen, so wird man von allen Seiten auf die unverschämteste und hartnäckigste Weise um Trinkgelder angebettelt. Das Wort „Trinkgeld", das die Pompejaner in allen Sprachen der Welt sprechen können, ist das A und O ihrer gesamten Denkart. Der Pferdeknecht, der Kutschjunge, der Stallbursche, die Straßenbengel, die bettelnd hinter dem Wagen einherlaufen, der Kraterführer: sie alle wollen „Trinkgeld", obgleich ganz ausdrücklich vereinbart worden ist, daß in dem gezahlten Preis alle Trinkgelder einbegriffen sind.

Die meiste Ausdauer im Betteln hat der „amtliche Kraterführer". Er folgt mir, unaufhörlich über die „schlechten Zeiten" redend und gestikulierend, bis auf den Bahnsteig. Erlöst atme ich auf, als endlich der Zug einfährt und ich das Gesindel los werde. Aber der Kraterführer fährt gar noch ein Stück auf dem Trittbrett mit. Erst, als er sieht, daß auch dies nichts nützt, springt er mit einem so gräßlichen Fluch vom Wagen, daß ich ihn nicht wiedergeben kann. Die Zensur würde ihn streichen — und mit Recht!

FEUCHTES ERLEBNIS IN DER BLAUEN GROTTE

Den höchsten der Genüsse, die Neapel zu bieten hat, den Besuch der berühmten Blauen Grotte, habe ich mir für den letzten Tag meines Aufenthalts in der Vesuvstadt aufgehoben.

Ein frischer Westwind steht in den Golf hinein, und ich bin nicht wenig enttäuscht, als mir der Hotelportier sagt: „In die Blaue Grotte werden Sie wohl heute bei diesem Seegang kaum hineinkommen." „Aber", fügt er, als er mein enttäuschtes Gesicht sieht, begütigend hinzu, „Sie können es ja immerhin versuchen." —

Gesagt, getan. Am Castello del Ovo nehme ich mein Dampferbillett nach Capri. Ein Anhängsel an dem Fahrschein kündet, daß in den Preis der Schiffskarte alle Gebühren für das Befahren der Blauen Grotte eingeschlossen sind. Aber diesen Versprechungen traue ich nicht mehr.

In kleinen Barken wird man von der Via Parthenope in den hübschen, sauberen Salondampfer eingebootet, der den Verkehr zwischen dem Festland und der „Ziegeninsel" vermittelt. Ein Boot nach dem anderen bringt die Unternehmungslustigen an Bord, und bald ist der kleine Dampfer dicht gefüllt mit einer aus allen Nationen bunt zusammengewürfelten Touristengesellschaft.

Pünktlich um 9 Uhr morgens setzt sich das Capri-Schiff in Bewegung. Und alle die eingestandenen und uneingestandenen Enttäuschungen, die der empfunden hat, der die vielgerühmte und vielbesungene Stadt des Vesuvs zum erstenmal von der Landseite aus betrat, werden mehr als wettgemacht, wenn der Dampfer den Hafen verläßt. Denn der Blick, der sich dem Rückwärtsschauenden bietet, ist von erhabener Schönheit, und das unvergleichliche Bild gewinnt mit jeden hundert Metern, die sich das Schiff weiter von der Stadt entfernt, noch an Großartigkeit.

Ein wundervoller Morgen mit den leuchtenden Farben, wie sie nur der Süden kennt, breitet sich über den Golf. So klar und durchsichtig ist die Luft, so weit reicht der Blick, so scharf zeichnet sich auch noch in weiter Ferne jeder Gegenstand am Festland ab, daß man durch ein Perspektiv zu blicken vermeint.

Eine Weile sind wir gefahren, und nun umfaßt der Blick die ganze Weite des Golfes mit den im Morgensonnenschein leuchtenden weißen Häusermauern und Dörfern und Städten, mit den Felsschroffen von

Ischia und Procida, mit den grünen Weingärten, die am Vesuv emporklettern und so eigenartig gegen die düsteren Lavahalden kontrastieren, mit den gelblichen Rauchwolken, die sich über dem Vulkan kräuseln, mit dem unwiedergeblichen Blau des Himmels und Meeres.

Wirklich, ich weiß nicht zu sagen, welche Aussicht die schönere war: das Bild des Golfes, von den Höhen des Vesuvs herab gesehen, oder das Panorama der jungfräulichen Stadt, wie es sich von der Seeseite aus dem Auge des Beschauers darbietet.

In die Betrachtung des wundervollen, farbenfrohen Bildes versunken, lasse ich vom Heck des Schiffes aus den Blick dem glitzernden Schaumstreifen folgen, der sich hinter dem Dampfer in schnurgerader Linie durch die wogenden blauen Fluten zieht, bis dorthin, wo in luftigen Terrassen die bunten Häuserzeilen der Stadt am Monte Calvario und Capo di Monte emporklettern.

Plötzlich bemerke ich, daß es um mich herum immer leerer wird. Und nun erst kommt mir zum Bewußtsein, daß der Dampfer merklich zu stampfen und zu rollen begonnen hat.

Je mehr wir aus dem Bereich des Landschutzes von Kap Posilipo und Miseno herauskommen, um so besser kann die westliche Dünung das Schiff packen, um so kräftiger wird die Bewegung... Schon sieht man die ersten Seeleichen dem Meergott ihren Tribut darbringen. Mittlerweile wird der Blick auf den Vesuv immer freier. Schon erkennt man deutlich die Anlagen der Cookschen Zahnradbahn. Aber die Aussicht hat wesentlich an Interesse verloren. Auf den Bänken des Promenadendecks liegen, lang ausgestreckt und wachsgelb bis ans Herz hinan, Leidensgefährten beiderlei Geschlechtes und wollen weder von Neapel, vom Vesuv und Castellamare noch von Sorrent, Capri und der Blauen Grotte irgend etwas wissen.

Nicht lange, so beruhigen sich die Wogen ein wenig, und das Schiff nähert sich einem lotrecht aus dem Meer aufsteigenden hohen Felsenufer. Oben sind an den Steilabhang Häuser und Hotels geklebt, die die senkrechte Wand geradlinig fortsetzen: Sorrent. Ein Teil der Meerkranken wird hier — nicht ohne Schwierigkeiten — ausgebootet; andere Unternehmungslustige klettern an Bord.

Sobald der Dampfer Capo di Sorrento passiert hat, setzt eine in der Tat recht ansehnliche Dünung ein. Nun sinkt auch das andere Drittel der Passagiere dahin, und nur noch ein kleines Fähnlein der Aufrechten

Capri. Grande Marina

zollt der immer höher aus der blauen Flut emporwachsenden gigantischen Felswand Capris die gebührende Bewunderung. Von Minute zu Minute wird das Bild des ungeheuren Kalkfelsens, der sich unvermittelt nahezu 600 Meter hoch aus dem Meer aufreckt, großartiger. Bald muß man sich weit aus dem Schiff hinauslehnen, um gleichzeitig die Sohle und die Spitze des Felsenkolosses wahrnehmen zu können.

Um die Marina herum fährt der Dampfer und schaukelt nun auf offener Reede vor der Einfahrt zur Blauen Grotte. Gottlob, die Höhle ist eben noch befahrbar: ein ganzes Gewimmel von kleinen Kähnen, die wie Seelenverkäufer aussehen und die tollsten Tänze auf der wogenden Dünung ausführen, umgibt das Schiff.

Aus den Zurufen der braunen Bootsführer: „Nix gefährlich Blaue Grotte; kommen Sie, kommen Sie!“ schließe ich, daß das deutsche Element unter den Besuchern der Blauen Grotte stark vertreten ist.

Vergeblich blickt sich der Fremdling nach einer Einfahrt in die geheimnisvolle Höhle um. Es wird doch nicht etwa jenes kleine Felsenloch in der Höhe des Meeresspiegels sein, das jeden Augenblick vollkommen von der Brandung überschwemmt und dann für eine ganze Weile unsichtbar wird? — Ja, wahrhaftig: das ist es. „Kommen Sie, kommen Sie...!“ tönt es an mein Ohr. Du lieber Gott, das kann ja nett werden! Aber einerlei; ich bin nun einmal hier: da will ich die berühmte Blaue Grotte auch sehen.

Mit etwas gemischten Gefühlen schreite ich das Fallreep hinab. Wie die Dünung den auf und nieder tanzenden Seelenverkäufer einen Augenblick lang auf gleiche Höhe mit der Plattform der Treppe emporhebt, springe ich mit einem Satz in den Kahn und setze mich. Aber es fehlt noch der zweite Passagier für das Boot.

Schon hoffe ich, allein zu bleiben; da beschert mir irgendein unerforschliches Geschick eine spindeldürre, längst aus dem Schneider befindliche Amerikanerin, an die sich augenscheinlich selbst Neptun nicht herangewagt hat, zur Fahrtgenossin.

Mit vieler Mühe wird sie ins Boot gehoben. Daß sie dabei bis an die Knie naß wird, vermag weder ihre gute Laune noch ihren Unternehmungsgeist auch nur im geringsten zu beeinträchtigen.

Unter solchen Auspizien beginnt die Fahrt.

Bergauf, bergab schaukeln wir der Felswand entgegen. Vor dem kaum einen Meter hohen, gurgelnden Loche hält der Nachen.

Vorläufig will es mir unfaßlich erscheinen, wie es möglich sein soll, den Kahn durch die schmale Öffnung hindurchzubugsieren. Nur für ganz kurze Augenblicke nämlich wird, wenn die Brandung zurückfällt, das Felsloch sichtbar. Dann fegt, durch den entstehenden Unterdruck hervorgesogen, brausend und fauchend ein wassergesättigter, sprühender Wirbelsturm aus der Höhlenöffnung und überschüttet die draußen harrenden Boote mit ganzen Gießbächen Wassers. Schon in der nächsten Minute aber rollt die Dünung wieder gegen die himmelhohe Felswand. Schäumend und gurgelnd füllt sich das Höhlenloch, und von der Einfahrt in die Blaue Grotte ist nichts mehr zu sehen.

Wie meine Amerikanerin dies schaurig-schöne Schauspiel sich immer wieder in nächster Nähe vor ihren Augen wiederholen sieht, wird ihr doch etwas beklommen zumute. „I have never seen something more dangerous in all my live", klingt es schon etwas kleinlauter von ihren Lippen, als sie sieht, daß zwei Boote, die schon vor uns abgefahren sind, den Versuch aufgeben und unverrichteter Sache zum Dampfer zurückfahren.

Aber unser Bootsführer — in Sorge um sein Trinkgeld — ist unerbittlich. Er übersieht das entsetzte Gesicht meiner Fahrtgenossin, die mit ihrer großen Hornbrille aussieht wie eine verschüchterte Eule. Dann beginnen die Vorbereitungen zur Einfahrt.

Wir müssen uns auf den Boden des Bootes legen; und da der Kahn kaum für einen ausgestreckten Menschen Platz bietet und die Miß vor

mir sitzt, so legt sie sich einfach auf mich. Ich fühle alle ihre spitzen Knochen und schwöre mir, bei einem etwaigen zweiten Besuch der Blauen Grotte vorher die nötigen Arrangements zu treffen.

Zwei-, dreimal hat unser mutiger Bootsführer schon den Versuch gemacht, in die Höhlenöffnung zu gelangen; aber immer wieder hat die anrauschende Woge den Kahn zurückgedrängt. So schaukeln wir immer noch dicht vor der Einfahrt auf und nieder; und der Bootsführer sorgt durch geschicktes Manöverieren mit den Riemen dafür, daß die Brandung den Nachen nicht an der Felswand zerschmettere.

Als drei kräftige Brecher gegen den Felsen gerollt sind und der Wasserspiegel nun für einen Augenblick abfällt, gibt der unermüdliche Charon dem Boote rasch mit den Rudern einen kräftigen Schwung auf das Felsloch zu, holt dann die Riemen ein, greift mit beiden Händen nach der eisernen Kette, die unter der oberen Wand der Höhlenöffnung verläuft und zieht — mehr liegend als stehend — mit kraftvollen Bewegungen den Kahn durch die niedrige Felsenröhre.

Beinahe wären wir unversehrt hindurchgekommen. Aber im letzten Augenblick ist die Brandung wieder da. Ein fürchterliches Brausen und Gurgeln hebt an, ein dichter Sprühregen fährt durch die Luft, die anrauschende Woge hebt den Kahn, drückt ihn gegen die Decke des Felsloches, schwappt über den Rand des Bootes, und — ich fühle, daß ich bis an die Hüften im Wasser liege.

Nette Situation! Unter mir kaltes Wasser, über mir die ebenfalls durchaus keine erwärmenden Empfindungen auslösende Vertreterin aus dem Lande der „bubenhaften" Frauenfiguren...

Indessen, ehe ich im Bruchteil einer Sekunde meinen unerfreulichen Gedankengang zu Ende geführt habe, erweitert sich über mir mit einemmal die Höhlenwandung. Bläuliches Dämmerlicht umgibt uns. Meine Fahrtgenossin richtet sich auf. Verstört blickt sie um sich, um gleich darauf, nachdem sie — halbblind — ihre nasse Brille abgenommen hat, in Rufe des Erstaunens und Entzückens auszubrechen. „Is n't that marvellous, is n't that stupendous...?"

Befreit von der unerfreulichen Last, raffe auch ich mich empor, und in der Tat: es ist ein zauberhaftes Bild, das dem Beschauer als Lohn für all die ausgestandene Pein zuteil wird. In märchenhaftem, hellblauem Lichte leuchtet in der kaum fünfzig Meter langen und noch nicht zehn Meter hohen Felsgrotte die Flut. In geheimnisvollem Schimmer dringt

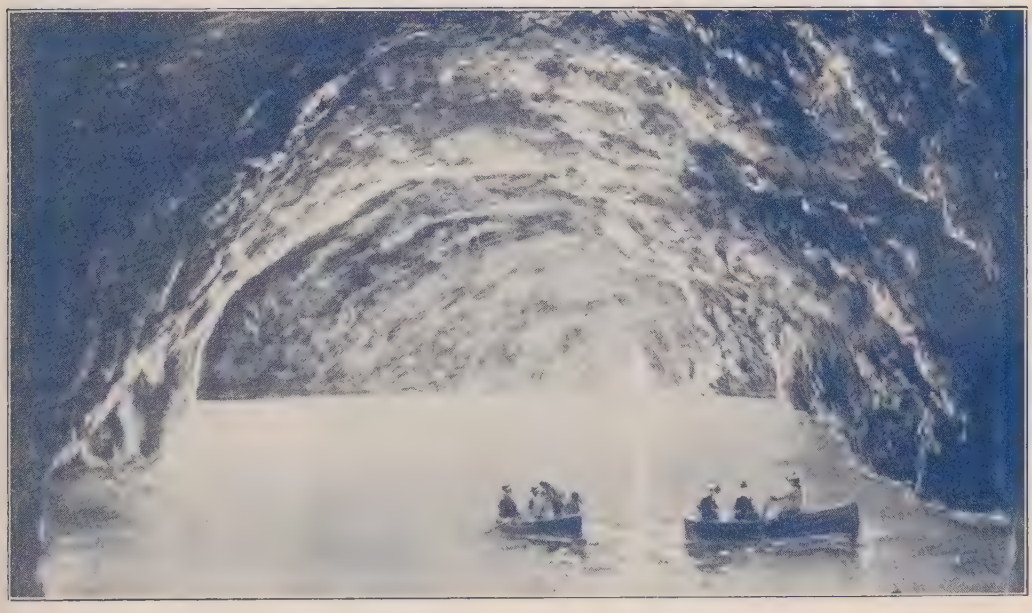
das in schräger Strahlung durch die Höhlenöffnung eingefallene und vom Meeresboden zurückgestrahlte Tageslicht als heller Schein aus der Tiefe des Wassers empor. Taucht man die Hand in das Naß, so scheint sie augenblicklich wie von flüssigem Silber umflossen.

Lange starren wir, keines Wortes mächtig, auf die wunderbare Erscheinung. Aber schon mischt sich in das erhebende Empfinden, dies einzigartige Spiel der Natur schauen zu dürfen, der etwas beklemmende Gedanke an den Rückweg. Fortwährend hört man dort draußen die Brandung rauschen und gurgeln, vernimmt ein hohles Brausen und spürt einen eigenartigen, unheimlichen Luftzug, wenn das Wasser abfällt.

Indessen, die Ausfahrt aus der Blauen Grotte verläuft glimpflicher, als man nach der feuchten Einfahrt vermuten möchte. Im übrigen sind wir ja nun doch einmal naß; da kommt es auf etwas mehr oder weniger schließlich auch nicht an.

Bewundert ob unseres Mutes und belästert ob unserer pitschnassen Gewandungen, klettern wir an Bord zurück. „Viel Courage, viel Courage; große Trinkgeld, große Trinkgeld!“ schreit der Bootsführer hinter uns her.

Die Amerikanerin aber lispelt mit wundersamem Augenaufschlag: „It was an awfully dangerous situation — was n't it?“



Capri. Die Blaue Grotte

DONNER DER GEWÄSSER

Am Amerika-Pier in Cuxhaven drängt sich eine vielköpfige Menschenmenge. Immer noch strömt es schwarz aus den breiten Toröffnungen des Auswanderergebäudes; immer noch kommen in dichten Scharen die Reisenden, die ein Sonderzug nach dem anderen von Hamburg nach der kleinen Stadt an der Elbmündung gebracht hat. Stewards in ihren weißen Deckjacken keuchen an Bord, über und über beladen mit dem Handgepäck ihrer Kammerpassagiere. Elegante junge Damen tänzeln über die Gangway, gewaltige Blumensträuße und Reisegeschenke unter dem Arm. Und unten am Kai stehen noch jene, die all diese duftenden Herrlichkeiten gespendet und den Weg nach Cuxhaven nicht gescheut haben, um die Gattin, die Freundin ans Schiff zu geleiten. Noch liegen ganze Berge großen Gepäcks am Pier; aber mit jeder Schlinge, die die ratternden und fauchenden Ladebaum-Winden an Bord heben, verkleinert sich der Haufen. Durch die Maschen des Netzes hindurch ließt man auf den buntfarbenen Gepäckzetteln, was die Inhaber dieses und jenen Stückes mit ihrer Zeit in Europa angefangen haben. London, Paris, Berlin, St. Moritz, Baden-Baden, Rom, Neapel, Kairo... Über ein kurzes, so werden alle diese Koffer wieder friedlich in engen Straßenschluchten in New York, Chicago, Buffalo stehen. Und nur noch die farbenfrohen Hotelzettel werden von den bunten Bildern erzählen, die in raschem Wechsel an den Augen ihrer Besitzer vorüberzogen.

Eben hebt die Dampfpfeife zum erstenmal an, ihren dröhnenden Baß erklingen zu lassen. Leise vibriert der ganze gewaltige Schiffskörper mit, und unwillkürlich beschleunigen die an Bord Gehenden den Schritt. Aber es dauert noch eine geraume Zeit, bis das Schiff ablegt; und noch mancher Händedruck wird gewechselt, noch mancher Kuß getauscht, noch manches mögliche und unmögliche Versprechen gegeben, bis die Dampfpfeife zum drittenmal aufheult. Aber endlich ist es soweit. Die Stewardskapelle, die auf dem Promenadendeck Aufstellung genommen hat, beginnt zu spielen; es geht los.

„Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus..."

Das Bild des flaggengeschmückten Piers mit der bunten Menschenmenge darauf fängt an, sich langsam gegen das Schiff zu verschieben.

Dann rascher und rascher; und nun legt sich auch schon eine immer größer werdende Wasserfläche zwischen Dampfer und Kai. In den Abschiedsschmerz mischt sich das berückende Gefühl, nun für eine Weile vom Lande losgelöst zu sein — frei von all den zahllosen Fesseln und Banden, die den Menschen der Stadt tagaus, tagein in ihrem Banne halten und ihn erbarmungslos und unentrinnbar an das Getriebe des Alltags schmieden, ob er will oder nicht.

„Nur nicht im Hafen liegen und schlafen,
Sei es bei Glück, sei es bei Weh;
Leben ist nur auf offener See!"

zieht es mir mit Cäsar Flaischlens Worten durch den Sinn, als die winkenden Taschentücher, die sich dort unten am Pier rhythmisch auf und nieder bewegen, kleiner und kleiner werden. Bald leuchten sie nur noch als winzige helle Punkte durch die diesige Morgenluft. Und nicht lange, so sind die Gestade der Heimat aus dem Gesichtskreis entrückt.

Ehe man sich's versieht, ist der Atlantik überquert. Bei herrlichem Wetter ist die Zeit nur allzu rasch dahingegangen. Überhaupt, was hat man denn heute auf einem modernen Ozeandampfer auszustehen? Am Tage die wundervolle Promenade mit ihrer würzigen Seeluft, die amüsanten Deckspiele und die mancherlei sonstigen gesellschaftlichen Unterhaltungen dieser schwimmenden Riesenhotels. Und abends? Heute Kino, morgen Ball, übermorgen Konzert und dann in derselben Reihenfolge von neuem. Da läßt sich's schon ertragen; und manch einen überkommt förmlich ein Gefühl der Wehmut, als nun — am zehnten Tage nach der Abfahrt von Deutschland — Coney Islands riesige Monsterbauten fern voraus aus der Horizontlinie emporzuwachsen beginnen.

Die gefürchtete Quarantäne-Inspektion geht gnädig vorüber, und durch dichtes Hafengewimmel hindurch steuert der Dampfer langsam den Hudson stromaufwärts. Eine Unmenge von Menschen erwartet das Schiff am Kai. Ist das ein Umarmen und Küssen, ein Händeschütteln und Begrüßen! Aber wie lange mögen sich auch viele von denen, die hier einander in die Arme sinken, nicht gesehen haben!

Kaum eine Stunde ist seit der Ankunft des Dampfers vergangen, da liegt das Schiff schon wie ausgestorben da. Die Menschenmengen, die eben noch den Pier bevölkerten, haben sich verlaufen, und der rastlos

brandende und nimmer abebbende Verkehrsstrom der Weltstadt hat alle die vielen, die sich hier einfanden, spurlos fortgeführt.

Wie ein Traum, wie eine Vision fliegen die Tage in der neuweltlichen Riesenstadt dahin. Mit einer solchen Unzahl gewaltiger und unerhörter Eindrücke dringt das Getriebe der Achtmillionenstadt auf die Gedankenwelt des Fremdlings ein, daß man zuerst ständig in einer Welt des Unwirklichen dahinzuleben vermeint. Alles scheint ins Gigantische übertragen: die Höhe der Häuser, die Intensität des Verkehrs, die Zahl der Autos, das Gewimmel der Menschen, der Lärm der Straße. Und alles scheint an Sinnesorgane zu appellieren, denen aufs höchste gesteigerte Reize angemessen sind: die unbeschreibliche Reklame, die grell bemalten Frauen, das Programm der Vergnügungsstätten, der Rekord in jeder Dimension. Erst ganz allmählich gelingt es dem Neuling, das Gewirr dieser nie erlebten Eindrücke zu entknäueln, und dann ist er zumeist froh, wenn der Strom ihn wieder aus diesem nimmermüden, rastlos tobenden Wirbel, aus dieser schon unnatürlichen Verdichtung menschlicher Gemeinschaft entführt. Gar zu sehr sind des Mitteleuropäers Herz und Sinne an altweltliche Eindrücke gewöhnt, als daß die Nerven das brausende, rauschende, lärmende, atemlose, das qualmende und rußige, das leuchtende und blendende, das himmelanstrebende und vielgestaltige New York mit dem unvermittelten Nebeneinander der wahnwitzigsten Gegensätze auf die Dauer ohne Beeinträchtigung zu ertragen imstande wären. Und so bin auch ich froh, als nun der Tag heranbricht, der der Reise nach den Niagarafällen bestimmt ist. —

Kaum hat der Zug den Pennsylvania-Bahnhof verlassen, so taucht er in den gewaltigen Röhrentunnel hinab, in dem der Hudson unterfahren wird. Lange Zeit geht es so durch ein schier endloses unterirdisches Schachtsystem. Dann steigt die Bahn endlich wieder ans Licht empor, und nun liegt das eigentliche New York hinter mir.

Die Vorstädte New Yorks machen einen wenig erfreulichen Eindruck. Nirgends so handgreiflich wie hier an der Grenze von Großstadt und Land verkörpert sich jener unerquickliche Dualismus zwischen städtischem und ländlichem Empfinden, der mit Notwendigkeit tragisch stimmt, weil er so eindringlich vor Augen führt, wie hoffnungslos die Stadt das Land, die Natur vergewaltigt und verdürftigt. In der Stadt selbst überwiegt der Eindruck des Komforts, den das städtische Leben schafft, und läßt die Sehnsucht nach reiner, unverbildeter Natur nicht

jederzeit in uns wach werden. Aber hier, wo dem Beschauer recht eigentlich entwicklungsgeschichtlich vor Augen geführt wird, was die Stadt aus dem Lande, aus der Natur macht: hier werden in dem nachdenklichen Betrachter immer trübe Reflexionen wach werden. Ein Dorf, eingebettet in das Bild der Natur, aus der es gleichsam herauswächst, wirkt auf den Beschauer immer zusammen mit dem umgebenden Landschaftsbild als ein einheitliches Ganzes. Die Großstadt dagegen wird immer als Fremdkörper im Naturbild empfunden; und nirgends springt das so sehr in die Augen wie hier an der Grenze von Millionenstadt und Land. Auch die schönen Villenvorstädte, wie sie fast jede Großstadt aufweist, vermögen hieran nichts zu ändern. Sind sie doch etwas Sekundäres, gerade aus dem oben bezeichneten Gefühl heraus Geborenes, während die eigentliche Grenze zwischen Stadt und Land an ganz anderer Stelle zu suchen ist.

Schmutzige, oft baufällige Häuser, die meisten aus Holz, eng aneinandergeklebt, mit rostüberzogenen, eisernen Außentreppen, fliegen in unschönem Durcheinander vorüber. Aber sind sie auch noch so baufällig, noch so verwahrlost, so tragen sie doch — wo irgend Platz ist — grellfarbene Reklameplakate. Dem der Stadt sich Nähernden wird schon hier in Riesenlettern und mit grotesken Bildern in allen Farben des Regenbogens entgegengeschrien, wo er wohnen, was er essen und trinken, was er rauchen, mit was für Seife er sich waschen, ja welchen Kaugummi er kauen soll.

In den unsauberen und schmutzstarrenden Höfen stapeln sich Kehrichthaufen; und allerlei ausrangierte, verrostete Fahrzeuge sterben den langsamen Tod des Verfalls. An Leinen, die von einem der Hinterhäuser zum anderen gespannt sind, flattert Wäsche.

Aber nicht lange währt der trostlose Anblick, und allgemach gewinnt die Gegend ein freundlicheres Aussehen. Bald erfreuen anmutig im Grün versteckte Villenvororte den Blick, und schließlich sind auch die letzten Ausläufer, die die neuweltliche Metropole ins Land hineinschickt, hinter uns geblieben. Durch Felder, Wiesen und Wälder geht nun die Fahrt. —

In der Parlor-Car eines nordamerikanischen Expreßzuges kann man es schon aushalten. Ich staune zuerst über die komfortablen Luxuswagen mit den schweren, nach allen Seiten drehbaren Einzelfauteuils. Hatte man mir doch erzählt, auf der amerikanischen Eisenbahn gäbe

es nur eine einzige Wagenklasse. Aber auch die ist — wie so manches andere im Lande der „allgemeinen Gleichheit" — ein harmloser Bluff! Denn für einen besonderen Zuschlag öffnen sich demjenigen, der die wenig anziehende „Einheitsklasse" nicht schätzt, die Tore des bequemen Pullman-Wagens; und so sondern sich letzten Endes auch hier die einzelnen Kategorien der Reisenden genau wie in anderen Ländern in den verschiedenen Wagenklassen. Auch manche technischen Einrichtungen der nordamerikanischen Eisenbahn setzen den Neuling in Erstaunen: so die zwischen den Schienen angelegten Wassergräben, aus denen die Lokomotive während der Fahrt Wasser aufsaugt, und die eisernen Greifer, mit denen der Zug, ohne zu halten, in den Stationen die Postsäcke einfängt. Alles Einrichtungen, die immer wieder vor Augen führen, daß man in diesem Lande keine Minute zu verlieren hat; treffliche Illustrationen zur obersten Devise im Lande des Dollars: „Time is money". —

Durch dicht bevölkertes Industriegelände mit qualmenden Schloten und gigantischen Eisen- und Stahlkonstruktionen, mit dampfenden Hochöfen und glutenden Riesenschmieden, mit Eisen- und Stahlwerken Erzhütten und Schmelzereien jagt der Zug. Wie eine einzige Melodie nimmermüder und rastloser Arbeit klingt es von den pochenden Schmiedehämmern, den dröhnenden Stanz- und Walzwerken, den flammensprühenden Gießereien und fauchenden Gebläseöfen. Bisweilen lodert eine leuchtende Flamme aus diesem oder jenem der plumpen Türme empor, und die ganze Luft scheint geschwängert mit Dunst.

Spiegelglatte Asphaltchausseen, auf denen in langen Reihen Automobile dahinrollen, kreuzen den Schienenweg. Fordwagen zumeist, wie sie beinahe jeder Handwerker, ja jeder Arbeiter im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten sein eigen nennt. „Street-louse" oder „Tin-Lissie" hat der Witz des Yankees diese Allerweltsvehikel genannt, die man in Kapstadt, Buenos Aires, Tokio oder Kopenhagen ebenso gut trifft wie in New York oder jedem noch so kleinen Landstädtchen der Vereinigten Staaten.

Auf breiten Brücken geht es über den Delaware, und zwei Minuten hält der Zug in Bethlehem, dem Herzen der Stahlgegend. Wie eine Ironie des Schicksals mutet es an, daß gerade dieser Ort mit seinen riesigen, brausenden und zischenden, pochenden und hämmernden,

glutenden und qualmenden Werken den Namen jenes stillen Städtchens trägt, in dem vor zweitausend Jahren der Mann geboren wurde, der der Welt Erlösung, Selbstlosigkeit, Lieben und Frieden predigte.

Bald tritt die Lehigh-Valley-Bahn, dem Laufe des gleichnamigen Stromes folgend, in das Gebiet der pennsylvanischen Berge ein. In rascher Steigung geht es im Tale des Lehigh empor, den reißenden Strom immer zur Rechten. Immer noch fliegen dort draußen Eisenwerke, Erzhütten, Schmelzen und Schlackenhalden vorüber.

Wieder hält der Zug eine Minute in einer Stadt, deren Einwohner dem Gott Vulkan dienen: Allentown. Aber nun kommt endlich die Natur wieder zu ihrem Recht. In einer engen, wildromantischen Felsenschlucht, dem berühmten Lehigh Water Gap, die nur dem Schienenweg und dem Flusse Raum läßt, tritt die Bahn durch die Blue Mountains. Aber kaum weitet sich das Tal auf der anderen Seite des Engpasses, so erscheinen auch schon wieder Eisenwerke über Eisenwerke. Wie sich das Tal von neuem zur Schlucht verengt, setzt die Bahn auf das Nordufer des Flusses über und passiert das malerisch an der engsten Stelle des Tales gelegene und von gewaltigen, zerklüfteten Bergen überragte Mauch Chunk.

Immer noch geht es in starker Steigung bergauf. In Glen Summit ist mit einer Höhe von 1725 Fuß die Wasserscheide zwischen dem Delaware und dem Susquehanna, zwischen dem Atlantik und den großen Seen erreicht, und ein herrlicher Fernblick über die Alleghanischen Berge tut sich auf. Dann senkt sich der Schienenweg in jähem Abfall, und plötzlich öffnet sich zur Rechten das wundervolle Panorama des grünen Wyoming-Tales mit dem Susquehanna-River. Vor uns in schwindelnder Tiefe liegt — von hier oben noch wie Spielzeug anzuschauen — Wilkesbarre. Zunächst will es fast unbegreiflich erscheinen, wie die Bahn diese Höhendifferenz überwinden soll. Aber in zahllosen Kehren klettert der Zug zu Tal, und nicht lange, so ist das Niveau des Susquehanna erreicht. An seinem Bett entlang geht nun durch kohlenreiches Gelände die Fahrt.

Inzwischen ist es dunkel geworden, und am späten Abend fährt der Zug in das Lichtermeer einer Großstadt: Buffalo. Rechtschaffen müde von der ganztägigen Fahrt übernachte ich hier und setze am nächsten Morgen meine Reise fort.

Kaum eine Stunde hinter der verräucherten und wenig anmutigen Industriestadt am Erie-See hält der Zug auf der Station „Niagara-Falls".

Schon wenn man den Bahnhof verläßt, wird einem handgreiflich vor Augen geführt, was man in jeder vielbesuchten Fremdenstadt immer von neuem feststellen kann: wie wenig vorteilhaft nämlich das Vorhandensein einer sensationellen Sehenswürdigkeit oder eines sonstigen Anziehungspunktes auf die Psyche und den Charakter der eigentlichen Einwohner einzuwirken pflegt. Man spürt es: hier wird der Fremdling, der gekommen ist, um sich eines der großartigsten Naturschauspiele der Welt anzusehen, von den Einheimischen lediglich als Ausbeutungsobjekt betrachtet und einzig und allein nach seinem Geldbeutel gewertet. Von allen Seiten bieten mir Führer, Wagenvermieter, Andenkenverkäufer und was weiß ich sonst für Leute mit erstaunlicher Beharrlichkeit ihre Dienste an; kaum daß man sich der Aufdringlichen, die förmlich beleidigt sind, wenn man ihr Anerbieten ablehnt, erwehren kann. Viele Reisen im Orient haben mein Herz gegen diese Vampire des Fremdenverkehrs ein für allemal verhärtet. So gebe ich — unbekümmert um all das Gelärme herum — nur mein Gepäck auf dem Bahnhof ab und wandele die Hauptstraße der Stadt entlang, die geradeswegs zu den Fällen hinführt. Und kaum habe ich den Bahnhof verlassen, so vernimmt das Ohr auch schon aus weiter Ferne ein Rauschen und Brausen, einen tiefen grollenden Donner: die Fälle. Rascher schlägt das Herz in der Erwartung des grandiosen Naturschauspiels, von dem man sein Leben lang so viel gehört und gelesen hat, und unwillkürlich beflügelt sich der Schritt.

Aber es gibt noch manchen Aufenthalt. So scheine ich — was die Belästigungen durch die Kuriositätenhändler anbelangt — zunächst vom Regen in die Traufe gekommen. Auf beiden Seiten der „Fall-Street" nämlich reiht sich Laden an Laden mit Andenken an die Niagarafälle, Photographien und allem erdenklichen Zeug, das man auf irgendeine, wenn auch oft noch so hergesuchte und geschmacklose Art und Weise zu den Fällen in Beziehung gebracht hat.

Und jedesmal, wenn man an einem solchen „curious-shop" vorüberschreitet, tritt der Inhaber, mit raschem und durch die lange Übung geschultem Blick sogleich den Fremdling erkennend, vor die Tür und lädt, lebhaft redend und gestikulierend, zum Besuch seines Geschäftes ein. Gleichzeitig soll ich mich — im Kanu den Niagarafall hinunterfahrend oder mit einer Gießkanne Wasser aus den Kaskaden schöpfend — photographieren lassen, soll garantiert echte Schuhe, Waffen und

Lederzeug von den alten Seneca-Indianern erstehen und Fahrkarten für eine Rundtour um die Fälle und eine Fahrt in der Schwebebahn über die Whirlpool Rapids kaufen. Ja, soweit geht der Scharfblick der meisten Ladenbesitzer, daß sie ohne weiteres die Nationalität des Fremden erfassen, wie die entsprechende Anrede beweist.

Am Fuße der Straße, die nun in einen kleinen Park übergeht, schwillt das unablässige Brausen, das immer vernehmlicher an die Ohren tönt, zu lautem Getöse an: die Fälle müssen — wenn auch dem Auge noch unsichtbar — dicht vor mir liegen.

Rasch durchschreite ich, gespannter Erwartungen voll, die Anlagen, und plötzlich öffnet sich vor mir der Blick über das tief eingeschnittene breite Strombett des Niagara River. Fünfzig Meter unter mir dehnt sich der untere Spiegel des Stromes: und aus dieser Höhe stürzen von der Landstufe, auf der ich stehe, in breiten Kaskaden unter donnerndem Tosen die gewaltigen Wassermassen in die Tiefe hinab.

Der Anblick der Fälle ist überwältigend. Lange stehe ich und schaue, in Sinnen versunken, auf das unwiedergebliche Bild. Niagara — „Donner der Gewässer“... Unwillkürlich wandern die Gedanken zurück, und das innere Auge sucht sich vorzustellen, wie die Niagarafälle wohl ausgesehen haben mögen, bevor der weiße Mann nach Amerika kam; sucht sich die ursprüngliche Umgebung dieses gewaltigen Wunders der Natur zurückzurufen, neben dem sich der Mensch vorkommt wie ein Sandkorn am Meere.

Wie treffend ist der Name, den dereinst die alten Seneca-Indianer dem erhabenen Naturschauspiel gaben! Ist es verwunderlich, daß das einfache Gemüt ein Empfinden tiefster Ehrfurcht vor der kosmischen Allmacht aus dem Anblick dieses Weltenwunders gewinnen mußte, daß die naturnahen Ureinwohner dieses Landes Stimmen von Urgewalten der Natur aus dem Donnern und Brausen der tosenden Wassermassen herauszuhören glaubten? Und mußte diese tiefe Ehrfurcht, diese wesenhafte innere Einstellung der Naturerscheinung gegenüber, wie sie die Verwachsenheit mit der Landschaft notwendig erzeugt, nicht in der Art und Weise zum Ausdruck kommen, wie man sich zu den Fällen verhielt? Der Mensch von heute triumphiert über die Gewalten der Natur. Mit Formeln und Gesetzen bändigt er sie. Er leitet auch die brausenden Wassermassen des Niagaras aus ihrer Bahn und zwingt sie in den Dienst seiner Maschinen. Die Urbewohner des Landes hingegen

opferten in der Ehrfurcht ihrer Naturverwachsenheit alljährlich das schönste Mädchen ihres Stammes den gewaltigen Fällen. In blumengeschmücktem Nachen wurde die Unglückliche der Wut der Gewässer preisgegeben. So ist, was wir als barbarischen Brauch zu bezeichnen nur allzu leicht geneigt sind, letzten Endes doch nichts anderes als ein viel tieferer Ausdruck von Ehrfurcht vor den Wundern der Natur, das heißt Religiosität im besten Sinne des Wortes, als wir es heute in unserem modernen, zerpflückenden Empfinden zu verstehen imstande sind. Der Mensch von ehedem erschaute in diesem beispiellosen Wirken der Natur die Gottheit — wir betrachten die Niagarafälle daraufhin, wie viele Pferdekräfte aus ihnen zu erzielen sind; jener sah in einem Walde die formgewordenen Gedanken des Schöpfers — wir schätzen ihn auf seinen Gehalt an Nutzholz, an Material für Kisten und Fässer, ab.....

Indessen, auch dem zivilisierten Menschen von heute wird, je länger er den Blick auf den ruhelos sich in die Tiefe wälzenden Wassermassen ruhen läßt, je mehr er sich angezogen, ja gebannt von dem unerhörten Schauspiel fühlt, etwas von dem Dämonischen zum Bewußtsein kommen, das sich auch im „Donner der Gewässer" verkörpert. Und in die aufrichtige Bewunderung dessen, was hier die Gewalten der Natur geschaffen haben, wird sich die Genugtuung darüber mischen, daß verständige Einsicht die Verdürftigung auch dieses gewaltigen Naturwunders durch die menschliche Hand noch eben rechtzeitig verhindert hat.

Schon hat man den Fällen ein gut Teil ihrer tobenden Fluten entzogen, hat beträchtliche Wassermassen oberhalb der Stromschnellen abgeleitet und die gewaltige Kraft ihres Sturzes der Industrie dienstbar gemacht. Und sowohl oberhalb als auch unterhalb der Fälle ist eine stattliche Anzahl von Fabriken und Kraftanlagen aus der Erde gewachsen. Aber gottlob ist beizeiten die Einsicht gekommen. Man hat Vorsorge getroffen, daß dieses großartige Naturschauspiel nicht weiter beeinträchtigt, die Niagarafälle nicht weiter verhunzt werden. Und die unmittelbare Umgebung der Fälle ist mit schönen und gepflegten Anlagen zu einer Art Naturpark gestaltet worden.

Über die schmale Brüstung vorgebeugt, blicke ich aus luftiger Höhe in die brausenden Wasser hinab, die dort unten in schwindelnder Tiefe kochen. Die Sohle des Falles ist von hier oben unsichtbar; eine einzige riesige Wolke von Schaum und Gischt, die in immer neu sich ballenden Nebeln aus der Tiefe emporwallt, verhüllt sie dem Blick. Die

Niagara-Fälle

Der amerikanische Fall. Links die Cantilever-Brücke, die von der amerikanischen Seite nach Clifton in Kanada hinüberführt

Strahlen der Sonne malen — gleichsam, als wollten sie das grausige Bild des tobenden Abgrundes verhüllen und eine liebliche, trügerische Brücke darüber zaubern — wundervolle Regenbogen in den feuchten Dunst. Und die Luft über den schäumenden Wassern sieht aus, als schwebten in ihr Millionen und aber Millionen winziger, prismatisch glitzernder Brillianten. —

Wem das Dämonische der Fälle beim Anblick des kochenden und brodelnden Hexenkessels in der Tiefe noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist, der wird dieses Eindrucks sicherlich teilhaftig werden, wenn er in der „Cave of the winds" hinter den Fällen die grauenvolle Gewalt der stürzenden Wassermassen aus nächster Nähe wahrnimmt.

Der „Windhöhle" entgegen schreite ich durch den Park zurück. Über kunstvoll gebaute Brücken hinweg führt der Weg von Insel zu Insel. Zwischen ihnen schießt das Wasser des Niagara in rasender und noch immer zunehmender Geschwindigkeit den Fällen entgegen.

Aus dem Grün des Uferwäldchens hebt sich ein massiger Pavillon, von dem aus die Einfahrt in die Höhle geschieht. Vom Kopf bis zu den Füßen in Ölzeug gehüllt, betritt man die Felshöhlung, die das zurückschäumende Wasser im Laufe der Jahrtausende aus der Landstufe des Niagarafalles ausgewaschen hat. Auf schmalem Felsenpfade tastet man sich vorwärts. Und während zur Linken senkrecht die Felswand emporsteigt, sieht das Auge auf der rechten, offenen Seite mit Schaudern und Grauen die ungeheuren Wassermassen des Niagara herabstürzen.

Ich bin hinter den Fällen! Ohrenbetäubend ist hier unten das Donnern und Brausen, und ein furchtbarer Wirbelsturm, geschwängert mit Nebel und Wasserstaub, fegt durch die Höhle. Nur ein fahler Lichtschein fällt durch die stürzende Wasserwand in das dämmerige Dunkel, und jede Verständigung in dieser Hölle ist unmöglich.

Während ich noch unter dem zermalmenden Eindruck dieses großartigen Naturschauspiels stehe, überlasse ich mich meinen Gedanken: Man hat genau berechnen können, daß durch die talbildende Auswaschung des Niagaras — ihre Wirkung geht ja bekanntlich nach der Quelle, also rückwärts vor sich — der Riesenfall alljährlich um einen einzigen Fuß rückwärts verlegt wird. Da nun die ganze Schlucht unterhalb der Fälle bis zum Ontario-See mehr als dreißigtausend Fuß lang ist, muß der Niagara dreißigtausend Jahre gebraucht haben, um sie auszuhöhlen — ein überaus interessanter Maßstab für Zeitabschnitte,

mit denen die geologische Wissenschaft zu rechnen hat. Als oberste Schichten jener Schlucht kommen vom Flusse durchschnittene Moränenauftragungen der letzten Eiszeit in Frage; ihre Entstehung muß also mehr als dreißigtausend Jahre zurückliegen. Diese Eiszeit schloß aber doch nur eine Reihe mehrerer ihresgleichen von je viel Jahrzehntausenden ab, unterbrochen durch Zwischeneiszeiten ähnlichen Zeitmaßes. Und unsere Erde mit ihrer in so ungeheuerlichen Zeiträumen durch das Wasser stetig umgestalteten Erstarrungskruste ist doch nur „aus dem Ozean des Weltenalls ein Tropfen am Eimer, der aus der Hand des Allmächtigen rann". —

Es will mir schwindeln bei solchem Rückwärtswandern meiner Gedanken; Schauer der Ehrfurcht rieseln mir über den Rücken. Fasse ich nun erst den tiefen Sinn des grausamen Opfers, das alljährlich jener Irokesenstamm der Allgottheit brachte? Und die ganze Tragik des Endlichen dem Unendlichen gegenüber tritt mir vor die Seele, die Unzulänglichkeit menschlichen Tuns der höchsten, konzentrierten Tätigkeit der Natur gegenüber. Faßt mich ein Grauen, wie Fausten, als er dem Anblick des Erdgeistes erliegt, „in allen Lebenstiefen zitternd, ein furchtsam weggekrümmter Wurm"? —

„Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst", was Zeit, was Ewigkeit? — Es ist mir, wenn ich in das beklemmende Dunkel der vor und über mir niederrasenden dämonischen Wassergewalten schaue, zumute, als täte ich einen Blick in die nebelhafte Dämmerung unfaßbar ferner Zeit, wo das organische Leben geboren wurde, um in Jahrmillionen ziel- und zweckvoller Entwicklung als Meisterstück der Schöpfung den Menschen aus sich hervorzubringen....

Bis in die erste jener Zwischeneiszeiten können wir heute seine Spuren, die der Menschwerdung noch unendlich weiter, zurückverfolgen — schreitet doch die menschliche Forscherarbeit alljährlich gleich der talbildenden Kraft des strömenden Wassers eine Spanne nach rückwärts vor. An der Wiege des Menschen standen die eiserne Not und die nimmermüde Arbeit. Der Funke des Schöpfergeistes, den ihm die Gottheit ins Gehirn gesenkt, führte ihn durch Jahrhunderttausende im ständigen Kampfe mit den Vernichtung drohenden Gewalten des Alls aufwärts, bis er, ein Sieger, ein „Selfmademan" im wahrsten Sinne des Wortes, die Kräfte der Natur zähmen lernte. Heute ist derselbe Mensch, den ein einziger Windstoß von der Plattform dieser heulenden Höhle in

den zermalmenden Rachen der tobenden Gewässer hinunterzufegen vermag, „hinter die Fälle gekommen"; er spottet ihrer Gewalt, schreibt einem Teil ihrer stürzenden Massen seinen Weg vor und zwingt sie, ihm zu Willen zu sein.

Ist er darum besser geworden?

Welch ein Abgrund an Gefühl gähnt zwischen dem ergreifenden alljährlichen Ehrfurchtsopfer jener einfältigen Naturkinder, denen „Gott nicht ferne war", und dem sausenden Getriebe der Kraftwerke draußen, dem Feilschen und Drängen der Andenkenhändler, die das erhabenste Naturschauspiel zu einer Krämerwerkstatt herabwürdigen — dieser Wechsler im Tempel Gottes! Alle diese dienen einem anderen Gott als jene: dem der erbarmungslosen Selbstsucht. Steht doch dieses wunderbare, mit Gütern und Gaben der Natur so überreich gesegnete Land heute unter dem Zeichen ödesten Mammonsdienstes! Ihm werden die natürlichsten, heiligsten Gefühle der menschlichen Gemeinschaft zum Opfer gebracht.

Und das nennt sich Kultur? Gibt es überhaupt noch reine Kultur als Ausdruck einer Volksseele?

Es fröstelt mich unter den rasenden Stößen des Wirbelsturms, der Wolken Staubwassers durch die Höhle peitscht; stehe ich, wie Dante, „am Felsenspalt, der abwärts führt zum schmerzensreichen Grunde, draus ew'ger Jammer donnernd widerhallt"? —

Schaudernd strebe ich hinaus. Gewißlich, die „Cave of the winds" gehört zum Schauerlich-Großartigsten, das ich je auf allen meinen Reisen geschaut! Und doch atme ich auf, als ich aus der Höhle emporgetaucht bin und das Licht des Tages mich wieder umgibt.

Über die gewaltige eiserne Cantilever-Brücke, die in schwindelnder Höhe den tief eingeschnittenen Cañon des Niagaraflusses überspannt, schreite ich auf die kanadische Seite hinüber. Ein wundervolles Panorama von der Gesamtheit der Fälle öffnet sich von der Brücke aus, und jetzt erst gewahrt man die gewaltige Ausdehnung der riesigen Kaskaden.

Vor mir sendet der halbkreisförmige kanadische „Hufeisenfall" seine mächtigen Wassermassen zu Tal. Linkerhand donnert der amerikanische Fall, hinter dessen stürzenden Fluten ich noch eben gestanden habe. Und mehr als siebzig Meter unter mir, in der Sohle des Felsenbettes, schießt schäumend und brausend der kochende Strom des Niagaras dahin.

Zoll- und Paßformalitäten am jenseitigen Brückenkopf sind rasch erledigt; ich bin in Kanada.

Durch prachtvolle Anlagen, die diejenigen der amerikanischen Seite an Schönheit und Üppigkeit noch übertreffen, wandle ich immer im Angesicht der Fälle dahin und kann nun auch das Bild des gewaltigen kanadischen „Horse-shoe" aus nächster Nähe betrachten.

Von der Terrasse des großen Kurhotels, das sich wie ein Schloß inmitten des wohlgepflegten Parks erhebt, genieße ich lange Zeit das ideale Panorama der beiden Fälle.

Dabei wird — und das ist im „trockenen" Amerika gar nicht so unwichtig — die Begeisterung ob der wundervollen Aussicht für den aus den Vereinigten Staaten Kommenden noch erhöht durch die angenehme Wahrnehmung, daß hier, auf der anderen Seite der Niagara-Brücke, die mißgünstigen nordamerikanischen Prohibitionsgesetze keine Macht mehr haben. —

Dann mache ich mich, gemächlich am Ufer des Niagaras stromabwärts spazierend, auf den Weg nach den berühmten „Whirlpool Rapids". Durch das wenig reizvolle kanadische Clifton führt die Straße. Eine ganze Reihe von Fabrikanlagen erhebt sich hier und am gegenüberliegenden Ufer des Niagara-Cañons. Sie schicken allerlei mißfarbene Abwässer in die reißend dahinschießenden Fluten hinab. Bald gelange ich wieder an eine mächtige Straßenbrücke aus Stahlbogen, und auf ihr schreite ich aus dem kanadischen Ontario in den Staat New York zurück.

Nicht lange, so verläßt die Straße das Flußbett, und ein üppiger Mischwald säumt auf beiden Seiten die tiefe Schlucht des Niagaraflusses. Immer noch vernimmt man aus weiter Ferne — wie dumpf grollenden Donner — das Brausen der Fälle. Endlich zeigt ein Wegweiser, daß linkerhand durch den Wald der Pfad zu den „Rapids" führt. Ein kleines, halbverfallenes hölzernes Wirtshaus bezeichnet die Stelle, an der man in den Cañon des Niagaras hinabsteigt. Mehr als hundert Meter ragen hier die steilen, bewaldeten Felswände empor, zwischen denen sich die reißende Strömung des Flusses hindurchzwängt. Hoch rauschen die dahinschießenden Fluten auf; und so ungestüm ist die Wut der eingezwängten Wassermassen, daß der Strom von den einengenden Felswänden förmlich emporgedrängt wird und in der Mitte merklich höher ist als an den Ufern.

Unmittelbar hinter der Schlucht der Stromschnellen biegt der Fluß beinahe rechtwinklig um. Hier erzeugen die reißenden Wogen — von der Felswand des gegenüberliegenden Ufers zurückprallend — jene furchtbaren Wirbelstrudel, die dem Orte den Namen gegeben haben.

Quer über diesen Hexenkessel, himmelhoch zwischen den schroffen Felswänden, hat echt amerikanischer Geschmack eine Drahtseilbahn gebaut. Von ihr aus kann der Vergnügungssüchtige senkrecht aus schwindelnder Höhe in den „Whirlpool" hinabschauen. Wie dünne Bindfäden schauen — aus der Tiefe betrachtet — die Seile aus, wie Spielzeug das Wägelchen. Und man erschrickt förmlich, wenn man die Gondel quer über die Schlucht ihren Weg nehmen sieht. Mächtig spannt sich der Draht und senkt sich mehr und mehr, je näher der Wagen gegen die Mitte der Schlucht vorrückt.

Immer das grandiose Bild der Wirbelschlucht vor Augen, klettere ich die winkligen Kehren des steilen Felsenpfades zum Flusse hinab und schaue dem sonderbaren Spiele der Wogen zu. Fortwährend quellen, als begännen die gurgelnden Fluten eben zu kochen, dunkelgrüne, wallende Wirbel an die Oberfläche empor und geben Kunde von den verborgenen, unheimlichen Gewalten, die dort unten in geheimnisvoller Tiefe wühlen.

Mittlerweile ist die Sonne hinter den hohen Felswänden der Schlucht verschwunden, und es wird Zeit, an den Heimweg zu denken. Als ich wieder bei den Fällen anlange, ist die Dunkelheit schon hereingebrochen, und nun bietet sich dem Auge noch einmal ein märchenhaftes Bild: durch ein raffiniertes System von farbigen Scheinwerfern beleuchtet, erstrahlen die schäumenden Kaskaden in allen Farben des Regenbogens.

Beinahe wirr ist es mir im Kopfe von all den gewaltigen Eindrücken, die mir der heutige Tag gebracht hat, als mich die Eisenbahn nach Buffalo zurückbringt. Und noch immer sehe ich, in der Bahn, in den Straßen der Stadt, das grandiose Bild der Fälle vor mir; noch immer klingt es — selbst im stillen Hotelzimmer — in meinen Ohren wider von dem nimmermüden, rauschenden und brausenden „Donner der Gewässer".

Die Insel Manhattan vor 300 Jahren, als die Holländer sie gegen ein Fäßchen Rum von den eingeborenen Indianern eintauschten

YANKEE-PSYCHOLOGIE

Die Fahrt über den Atlantik ist zu Ende. Gebändigt liegt der schwimmende Riese des Ozeans verhaltenen Atems vor der Metropole der Neuen Welt, mit eisernen Ketten an den Grund des Meeres gefesselt. Im dichten Nebelschleier, der über den Wassern schwebt, will sich dem suchenden Blicke das Bild der Riesenstadt noch nicht enthüllen; nur erst das Häusergemenge von Brooklyn erspäht das Ausschau haltende Auge. Vor dem Herzen des gewaltigen steinernen Körpers, der Insel Manhattan, liegt noch unbeweglich der undurchsichtige Vorhang des Nebels. Aber schon tönt aus dem Dunst ein ungewisses Rauschen und Brausen, ein Summen und Klingen herüber.

Erwartungsvoll gespannten Herzens und kaum die innere Erregung

meisternd, drängt sich an der Spitze des Dampfers das Häuflein derjenigen, die die Neue Welt noch nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen haben. Sie haben zumeist die Brücken hinter sich abgebrochen, haben die alte Heimat aufgegeben und mit kühnem Entschluß den Sprung gewagt in die Neue, die ungekannte Welt. Und nun...?

Das heutige Manhattan, wie es vor dem in den New Yorker Hafen einfahrenden Dampfer auftaucht

Man will es sich nicht recht eingestehen: man ist ein wenig enttäuscht. Der Strand von Coney Island, die grünen Ufer von Richmond, der rege Schiffsverkehr aller Nationen: gewiß, das ist alles ganz hübsch. Aber es unterscheidet sich doch nicht so sehr von dem, was man in der Alten Welt sah. Auch der Anblick der vielgerühmten Freiheitsstatue vermag daran wenig zu ändern. Sicherlich ist sie imponierend mit ihrem Strahlenkranz und der Fackel in der emporgestreckten Rechten. Aber der Herkules in Wilhelmshöhe und das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig sind schließlich auch nicht zu verachten!

Während der Blick noch suchend umherschweift und der Geist sich in allerlei Vergleichen ergeht, geschieht plötzlich etwas Ungeheures. Etwas, das so gigantisch ist, daß es den Neuling niederschmettert und ihn mit ungläubigem und beinahe an der Wirklichkeit zweifelndem Staunen erfüllt.

Die Morgensonne hat die Nebelwand, die vor dem ankernden Schiffe

lag, zerrissen. Und wie der Schemen einer Burg sagenhafter Giganten, wie der kühnste Traum einer in zukünftige Äonen geschweiften Phantasie, taucht nun ein Gebilde von Stein und Eisen aus dem Dunst, das dem Angekommenen den Atem benehmen will; etwas, das auf den ersten Blick mit der Gewalt des Übermenschlichen auf den Beschauer einzudringen droht: die Steinmasse der Himmelshäuser von Manhattan.

Immer wieder gleitet das Auge an den senkrechten Steinwänden empor, immer von neuem müht es sich, an diesem oder jenem der Turmbauten die Reihe der Fenster zu zählen: vergebens. Wenn es noch nicht bis zur Hälfte der Höhe zählend emporgelangte, ist es schon von der Unmenge der schießschartenartigen Lichtlöcher verwirrt. Gar bald gibt man es auf, durch Zählen der zu vierzig, fünfzig, ja sechzig Reihen übereinandergetürmten Stockwerke einen Vergleich zu den heimischen Verhältnissen zu gewinnen. Und läßt in stummem Staunen und in ungläubiger Verwunderung die Giganten von Stein und Eisen als ein Ganzes auf sich wirken: den mächtigen Doppelflügelbau von Municipal Building, die Woolworth-Kathedrale, den Kuppelturm von Singer, den mächtigen Doppelrhombus von Equitable...

Aus dem New Yorker Stadtbilde:
Blick in das Viertel der Himmelshäuser

Die Himmelshäuser von Manhattan: das ist das Antlitz Amerikas, das ist der Geist der Neuen Welt. Jener Geist, der vor keinen Schwierigkeiten haltmacht, für den es keine Hindernisse, keine Unmöglichkeiten gibt — der Geist der in ein paar hundert Jahren eine neue Welt aufgerichtet hat: vom Atlantik bis zum Pazifik.

Wer durch Amerika gereist ist, möchte glauben, die Natur selbst habe hier ihre ungeheure Schöpferkraft auf den Menschen übertragen. Der Yellowstone-Park, die Niagarafälle, das Yosemitetal, der Grand Cañon des Colorado: das sind Phänomene, die auf der Welt nicht ihresgleichen haben. Und wirklich, es scheint, als eigneten der amerikanischen Natur Schöpfergewalten der Urzeit. In erstaunlich kurzer Frist hat das neue Reich als ein glutender „smelting pot of nations" aus einem bunten Völkergemisch verschiedenster Zunge und Rasse einen neuen Menschenschlag, einen richtigen neuen Menschentypus geprägt: den Amerikaner.

Aus dem New Yorker Stadtbilde:
Der Friedhof der Dreifaltigkeitskirche inmitten des Meeres von Stein am Broadway

Wir kennen ihn von seinen Besuchen in Europa her, diesen hochgewachsenen, hageren Menschen mit den scharfen und eckigen Gesichtszügen, der mit den losen Dollarstücken in der Hosentasche klappert und sich wenig um die altweltlichen Sitten und Gebräuche kümmert. Dürfen wir uns darüber wundern, daß der „waschechte" Amerikaner zumeist ein vom Mitteleuropäer so verschiedener Typ ist?

Amerika ist ursprünglich ein Kolonialland, und als solches war es gewiß nicht gerade geeignet zur Pflege zarter und kultivierter Wesensart. Denn in rauhem Siedlungsgebiet pflegt der Kampf der Ellbogen die erste Rolle zu spielen. Da-

bei ist es gleichgültig, ob dieser Kampf in der Frühzeit mit Faust, Messer und Revolver ausgefochten wird oder später mit der „Smartheit" des kaltblütigen Geschäftsmannes, dessen Weg zum Vermögen über Leichen hinwegführt. Das sind letzten Endes nur Unterschiede gradueller Art. In einem Koloniallande gilt weiterhin mehr als irgendwo sonst der äußere Erfolg als Gradmesser für die Wertung der Menschen. Diese Anschauung hat sich durch die Jahrhunderte hindurch in Amerika erhalten. Noch heute ist der Dollar der absolute Herrscher der Vereinigten Staaten — wenn nicht gar der Welt; noch heute gibt es in Amerika nichts, was nicht für Geld zu haben wäre; noch heute gilt folgerichtig in Amerika nichts, was sich nicht in Geld umdenken ließe. Auch die Politik ist in Amerika eine Frage des Dollars. Sie ist von dem Ergebnis großer Wahlkampagnen abhängig. Diese sind aber eine außerordentlich kostspielige Sache, und so ist unschwer einzusehen, daß von vornherein diejenige Partei die meisten Chancen haben wird, die über die meisten Dollars verfügt. Die Kirche der Vereinigten Staaten hat ihrerseits dem Glauben an die Allmacht des Geldes Rechnung getragen. Und so gilt im puritanischen Amerika heute der äußere Erfolg, der Reichtum, geradezu als Gradmesser für die göttliche Gnade.

Aus dem New Yorker Stadtbilde:
Die Dreifaltigkeitskirche mit den sie umgebenden Wolkenkratzern

Die notwendige psychologische Folge des ausschließlichen Strebens nach dem greifbaren Erfolge macht sich in der gesamten Denkart des Amerikaners deutlich bemerkbar. Ihm ist in diesem Streben die Wertung der Qualität mehr oder weniger verlorengegangen. Die Quanti-

tät, die Ausdehnung, die Masse, die Zahl: das ist es, was dem Yankee imponiert. Und so ist Amerika in jeder Dimension sprichwörtlich das Land der Rekorde: in der Technik, in der Mechanisierung, im Sport, im Geschäft und in allen übrigen Dingen des Lebens. Der Amerikaner ist stolz darauf; und nichts gibt dem Fremden einen so beredten Einblick in die amerikanische Psyche, als wenn er sich von einem echten Yankee die Sehenswürdigkeiten des Dollarlandes zeigen läßt. Neun Zehntel von alledem, was man zu hören bekommt, wird sich aus Zahlen zusammensetzen. Er wird mit überlegenem Lächeln erzählen, wieviel Dollar dieses Gebäude, jener Wolkenkratzer und jenes Institut gekostet haben; wird berichten, daß die New Yorker Post täglich zehn Millionen Briefschaften befördert, daß die Stadt jährlich zwölf Millionen Dollar Porto bezahlt, daß es in New York mehr Italiener gibt als in Rom, mehr Iren als in Dublin, mehr Deutsche als in Bremen. Daß New York mehr Fernsprechanschlüsse hat als London, Paris, Berlin, Petersburg und Rom zusammengenommen. Daß es die fünf größten Brücken der Welt hat; jede mindestens eine Meile lang. Daß in der Metropole jeden Tag 2000 Theater und Kinos und 1500 Kirchen offen sind. Daß mehr als 300000 Besucher täglich nach New York kommen, daß alle 52 Sekunden ein Passagierzug eintrifft. Daß in der Riesenstadt durchschnittlich alle dreizehn Minuten eine Trauung und alle sechs Minuten eine Geburt stattfindet, daß alle zehn Minuten ein neues Geschäft gegründet, alle 51 Minuten ein neues Gebäude vollendet wird. Daß die elektrischen Bahnen von New York jährlich 452 Millionen Passagiere befördern, und an der New Yorker Effektenbörse bis zu drei Millionen Aktien täglich umgesetzt werden. Daß die New Yorker Wasserleitung von den Catskill Mountains 176 Millionen und das Untergrundbahn-System 300 Millionen Dollar gekostet hat. Daß der Steuerwert des Privateigentums in der Metropole 8 ½ Milliarden Dollar beträgt. Und so fort...

Wo alles, auch die noch so verschiedensten Werte, auf den einen Nenner gebracht wird, wo alles auf den Dollar bezogen, wo jeder Gedanke in Geld gedacht wird, wo das Streben aller auf das gleiche gerichtet ist, wo ein jeder letzten Endes mit der gleichen psychischen Einstellung „startet": dort bestehen die weitestgehenden Voraussetzungen für den Gedanken einer ursprünglichen allgemeinen Gleichheit der Menschen untereinander. In der Tat sind in Amerika in der Theorie alle Bürger gleich. Irgendwelche Vorteile der Geburt erkennt der freie Yankee

offiziell nicht an; jedem einzelnen steht der Weg zum höchsten Amte offen. Und dem Schuhputzer und Straßenreiniger ist es nach der Arbeit ebensowenig benommen, „Gentleman" zu sein, wie dem Kaufmann, dem Beamten, dem Offizier oder Gelehrten.

Die Vorteile, die ein so fest in den Grundanschauungen verankertes demokratisches Denken bietet, dürfen nicht verkannt werden. Wer den einzigen amerikanischen Dichter, den es gibt, gelesen hat — ich meine Walt Whitman —, der versteht, was ursprünglich das demokratische Prinzip der amerikanischen Psyche bedeutet. Es ist ihm, wie Johannes Schlaf bemerkt, „gleichbedeutend mit Religion". In der Tat ist, wie Schlaf sich weiterhin äußert, „der Amerikaner zum mindesten im Praktischen auf ein auskömmliches Leben des Einzelnen und aller Einzelnen aus . . . ; und dieser Trieb wird jedem von jedem geachtet, jedem von jedem ganz selbstverständlich und nicht bloß so theoretisch als Recht zugestanden".

Darin beruht ohne Zweifel das Positivum des „Amerikanismus", das für die Zukunft hinsichtlich des „Zusammenlebens von Mensch zu Mensch" ersprießliche Entwicklung verheißt. Neben diesem Bestreben, dem der natürliche Reichtum des Landes als wesentliches Unterstützungsmittel zu Hilfe kommt, werden „alle schönen Künste und alle geistigen Betätigungen im früher gedachten Sinne für nebensächlich erachtet". Hier liegt unseres Erachtens die Schattenseite des allgemeinen Strebens nach dem auskömmlichen Leben jedes Einzelnen; denn dieses Streben ist so gut wie ausschließlich, wie es ja auch die oben wiedergegebenen Worte beleuchten, ein Streben nach äußerlichen Dingen; es wird zu einem allgemeinen Wettrennen nach dem Erfolge, das heißt in Amerika: nach dem Dollar. Und damit führt sich die Demokratie, die — dank der Kolonialität so fest in der Grundanschauung des Amerikaners verankert schien, selbst ad absurdum: sie wird zur Plutokratie, zur absoluten Herrschaft des Geldes. So führt in der Tat im Amerika von heute auch in der gesellschaftlichen Rangordnung der Dollar das erste und bestimmende Wort: die Gesellschaft staffelt sich nach dem Besitz. Die ideelle Wertung irgendeines Berufsstandes, wie sie bei uns bestand, tritt dagegen völlig zurück; was einer verdient: danach wird er eingeschätzt.

Daß durch die allgemeine Mammonisierung, die weder vor Kirche noch Universität haltmacht, eine kaum glaubliche Uniformierung des gesamten Lebens herbeigeführt wird, ist nur natürliche Folge. Von der

Kirche der Vereinigten Staaten ist bekannt, daß sie ein durchaus kommerzielles Unternehmen ist, und die amerikanischen Universitäten können in ihrem absoluten Hörigkeitsverhältnis zum Kapital kaum als Heimstätten freier Forschung und unabhängigen Denkens in Frage kommen. Trägt doch eine ganze Reihe von ihnen geradezu den Charakter selbständiger Finanzunternehmungen.

Die Leute, die als Führer der Vereinigten Staaten zu gelten haben, fördern die Schablonisierung und Normalisierung, indem sie das „hundertprozentige Amerikanertum" zum Ideal erheben und ihrerseits dem Nationalismus, Mammonismus und Materialismus Vorschub leisten. „Im Reiche des maschinellen Mammons," sagt der amerikanische Staatsbürger Hermann George Scheffauer in diesem Sinne, „dort, wo der Staat Inbegriff alles Hohen und Heiligen ist, sind alle Abweichungen alle Sonderarten gefährlich, obstruktiv und intransigent. Man gibt ihnen den Stempel des Undemokratischen. In Amerika wird das Ideal der Demokratie von den Machthabern der Demokratie jetzt nicht als Prinzip eines gleichen, unbestechlichen Rechtes für viele verschiedenartige Menschentypen und -klassen aufgefaßt, sondern als Prinzip der Uniformierung, als Recht für Gleichgestellte, für in gleicher Weise Entrechtete. Die Norm wird zum Gesetz erhoben. Der Mensch wird selbst zur Norm, zur Nummer, ein kleines Rad im großen Getriebe, ein Rädchen, das millionenfach mit anderen Rädchen ausgetauscht werden kann, wie die Einzelteile eines Ford-Kraftwagens."

* * *

So hat sich in der Neuen Welt aus den verschiedenartigen europäischen Nationen, die das Land besiedelten und zivilisierten, im Laufe der Zeiten — „unbeschwert von den Hemmungen, aber auch ohne die wohltätigen Schranken einer vielhundertjährigen Tradition" — ein Menschenschlag entwickelt, der das Schwergewicht seines Wesens nicht im Innern trägt, sondern durchaus in das Äußere verlegt hat. Ein Mensch der Tat, des greifbaren Erfolges, des raschen Entschlusses, des wirtschaftlichen Weitblicks, der geschäftlichen „Smartheit", des stürmenden Unternehmungsgeistes; der vor nichts zurückschreckt, für den es keine Schwierigkeiten, geschweige denn Unmöglichkeiten gibt. Ein Mensch, der freilich wenig für die schönen Dinge des Lebens, wenig auch für das Sinnige übrig hat; ein Mensch, dem die Begriffe Behäbigkeit und Gemütlichkeit so weltfremd sind, daß seine Sprache nicht einmal Be-

zeichnungen dafür hat. Ein Mensch aber, der mit beiden Füßen im Leben steht, mit beiden Fäusten das Dasein anzupacken weiß; ein Mensch, der klaren und nüchternen Auges die Situation zu überschauen pflegt, mit einem Blicke, der kalt, verstandeswach und berechnend ist; ein Mensch, der v o r seinen Entschlüssen haarscharf die Bilanz zu ziehen weiß und von keinen Sentimentalitäten beschwert wird. Ein Mensch, der zumeist in eisernem Streben und in gerader Linie dem gesteckten Ziele nachzueilen pflegt und dessen nicht achtet, daß sein Leben dadurch zu einer einzigen nimmermüden Hetzjagd wird.

Es geht heute nicht mehr an, das abgenutzte Schlagwort „Hier Kultur — dort Zivilisation" noch weiter abzuwirtschaften. Gewiß: der Amerikaner hat die Synthese zwischen Innerem und Äußerem nicht gefunden. Seine Kolonialität, seine Geschichte, oder besser: seine Geschichtslosigkeit sind Hauptgründe dafür.

Wird er den Ausgleich zwischen Äußerem und Innerem finden? Wird ihm der Zwiespalt in seinem Wesen eines Tages zum Bewußtsein kommen? Wird es ihm zur Gewißheit werden, daß noch so rapides äußeres Fortschreiten wertlos ist, wofern es nicht den Ausdruck eines inneren Weiterkommens bedeutet? Wird er einsehen, daß der ungeheure äußere Apparat nur dann Anspruch auf Dauer haben kann, wenn er auf wohlfundiertem inneren Grunde ruht? Das ist schließlich eine Frage des gesamten abendländischen Kulturorganismus überhaupt, und wir müssen uns ihre Aufrollung hier versagen, um nicht in Gefilde zu schweifen, die jenseits des Rahmens dieser Betrachtung liegen. —

In zunächst recht wunderlich erscheinendem Kontrast zu der Ellenbogenkraft, der Nüchternheit und Verstandeskälte des Amerikaners steht das Verhalten dieses ganz und gar realen und unsentimentalen Menschen dem zarteren Geschlecht gegenüber. Auf der ganzen Welt gibt es wohl keine Frau, die derart vom Mann verhätschelt würde, die so viele ausgesprochene und unausgesprochene Rechte, Sonderrechte und Bevorzugungen genösse wie die Amerikanerin. Auch das hat, nicht anders als das geringe Interesse des Amerikaners den Dingen gegenüber, die nicht dem praktischen Nutzen dienen, seine historischen Gründe. In dem rauhen Kolonialstaat war die weiße Frau ehedem eine seltene und um so höher geschätzte Erscheinung. Als solche wurde sie einem köstlichen Kleinod gleich gehegt und gepflegt, und es gab keinen Wunsch, den man ihr nicht unbesehen erfüllt hätte. Dieser Brauch hat sich auch

heute noch, nachdem die weiße Frau in Amerika längst dem Manne an Zahl gleicht oder ihn sogar überwiegt, erhalten.

Und ebenso, wie man in dem unwirtlichen Siedlungsgebiet die weiße Frau als seltenes Juwel verehrte, so fehlte auch in dem unerschlossenen Koloniallande, das angespannteste Pioniertätigkeit erforderte, die Zeit für die Beschäftigung mit den Dingen des Geistes, der Kultur und Kunst. Alles dies mußte in den Zeiten der „Pioniere" dem weiblichen Geschlecht überlassen werden; denn die Männer waren mit der Eroberung materieller Dinge vollauf beschäftigt. Die Folge war eine zunehmende Feminisierung des geistigen Lebens; und auch hierin hat sich heute, nachdem die Zeiten der „Pioniere" vorüber sind, kaum etwas geändert. Das rastlose, zermürbende Geschäftsleben, das ständige Denken in Geld und die unablässige Sorge um materielle Werte lassen auch dem Amerikaner von heute, dem „abgespannten, hirnmüden Gladiator in der Arena des Handels", wenig Muße und wenig Raum zur Beschäftigung mit Dingen, die nicht dem praktischen Nutzen dienen. Und so ist es gewiß nicht übertrieben, wenn Scheffauer sagt, die amerikanische Frau sei heute beinahe Alleinherrscherin der amerikanischen Kultur.

Sie ist es — ist es ebensosehr, wie sie überhaupt die eigentliche Gebieterin im Lande des Dollars ist.

Und aus dieser absoluten Vorherrschaft der Frau erklären sich auch manche Äußerlichkeiten, die man bei uns gern für Märchen zu halten geneigt ist, von denen aber jeder aus eigener Erfahrung zu erzählen weiß, der nur einmal das Dollarland bereist hat. Nämlich, daß in Haushaltungen, in denen man sich die verhältnismäßig teuren Dienstboten nicht leisten kann, der Mann für seine Frau kocht, das Geschirr abwäscht, das Kind besorgt usw. Daß es in Amerika zu den Selbstverständlichkeiten gehört, daß der Mann auf der Straße den Kinderwagen schiebt, wird nun nicht mehr überraschen. Indessen ist — abgesehen von solchen Gepflogenheiten mehr äußerer Natur — die sprichwörtliche Bevorzugung der Frau auch auf manche eingreifende Dinge nicht ohne Einfluß geblieben. So weiß ein jeder Amerikaner, daß es übel für ihn aussieht, wenn er vor dem Gericht gegen eine Frau prozessieren muß. Er kann in den meisten Fällen seine Sache getrost vorher verloren geben.

Auch die Zunahme der Gattenmorde und die Tatsache, daß die Mörderinnen zu 99% straffrei ausgehen, selbst wenn der Freispruch jeglichen Begriffen zisatlantischer Rechtsprechung ins Gesicht schlägt,

verdienen in diesem Zusammenhang als Entwicklungserscheinung immerhin Erwähnung.

Die Frau ihrerseits hat die Situation wohl zu nutzen gewußt. Die außerordentliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit, die ihr Sitte und Gebrauch in den Vereinigten Staaten einräumen, haben das Ihre getan, um die gesamte Denkart der Amerikanerin mehr und mehr auf einen maskulinen Ton zu stimmen. In ihrem Äußern, in ihrem Benehmen wie auch in ihren Beschäftigungen und Gepflogenheiten kommt das in beredter Weise zum Ausdruck. Sie arbeitet mit beinahe krampfhaftem Eifer daran, mehr und mehr in die Interessengebiete des Mannes einzudringen, und auch äußerlich schwebt ihr ein knabenhafter Körper als Ideal vor. Diesem Bestreben bringt sie jedes Opfer, und das Resultat ist jener sonderbare zwitterhafte Typ, der schon in seinen ersten Auswirkungen nach Europa herüberzugreifen beginnt. Daß er uns im übrigen so wenig Sympathien abzugewinnen vermag, hat darin seinen Grund, daß — wie Alfred Holtmont treffend bemerkt — „das heute sichtbare androgyne Wesen das Sinnbild der Unfruchtbarkeit selber ist". —

Auch in diesem Punkt erscheint Amerika durchaus als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Und es ist nicht eben leicht, über die gegenwärtige eigenartige Entwicklungstendenz der amerikanischen Frau und das Verhältnis der Geschlechter zueinander ein Urteil abzugeben. Zweifellos liegt, so hoch wir echtes Kavaliertum achten, für unser Empfinden etwas Weiberknechthaftes in dem Gebaren des Amerikaners der Frau gegenüber; um so mehr, als wir ihn sonst als einen Mann der angreifenden Tat kennen. Aber vielleicht ist dieser sonderbare Frauendienst ein Gegengewicht gegen die nervenzerrüttende Tätigkeit, gegen die ruhelose Hast und Dollarjagd, die die Mehrzahl der Yankees durchs Leben peitscht, und die Vermännlichung der Amerikanerin — wenn nicht überhaupt allgemeine Entwicklungstendenz unserer abendländischen Zivilisation — natürlicher Rückschlag auf eben jenes ausgesprochene und tief wurzelnde Verehrungsbedürfnis des Amerikaners und seine merkwürdige Passivität und Willenlosigkeit dem „schwächeren" Geschlechte gegenüber.

Wie tief im übrigen diese ererbte bedingungslose Unterwerfung unter das weibliche Geschlecht im Amerikaner wurzelt, läßt auch die jüngste Entwicklung deutlich erkennen. Auch heute, nachdem es mit

der oft und gern zitierten Ruhe- und Rastlosigkeit des amerikanischen Geschäftsmannes nicht mehr gar so schlimm ist und infolge der für ihn überaus bequemen Nachkriegsverhältnisse aus dem „tired business man" vielfach schon ein „king of loafers" (König der Faulenzer) geworden ist, hat sich an der unumstrittenen Vorherrschaft der Frau in Amerika nicht das geringste geändert, und die Amerikanerin fährt fort, sich zu vermännlichen.

Aus der kolonialen Entwicklung des Amerikaners erklärt sich neben seiner sprichwörtlichen Unproduktivität in den bildenden Künsten wohl auch seine Einstellung so vielen übrigen Dingen des Lebens gegenüber; so sein oft eigenartiger Geschmack in den Unterhaltungen und Vergnügungen, in der Reklame, der äußeren Aufmachung der Frau, der Lektüre und den Programmen der Kinos und Theater. Hier zeigt sich wiederum, daß sich „Kultur" auch mit noch so vielem Gelde nicht erkaufen läßt. Und es ist lehrreich genug, zu hören, was ein Amerikaner selbst hierüber sagt: „Alles, was Geld, Organisation, Enthusiasmus und Sammelgeist zusammenbringen können, ist jetzt in Amerika in hervorragender Weise und in vollem Maße vertreten. Die schöne Hülle ist da; alles, was der Alten Welt abgesehen werden konnte, ist in Bausch und Bogen, teilweise sogar verbessert, übernommen worden und prunkt aus dem Reichtum des Landes und der harten, kahlen Unschönheit der amerikanischen Großstädte hervor. Nur fehlt noch vielfach der pulsierende, lebendige Inhalt, noch gleichen diese leicht nachzuahmenden Körper der Kultur — leider nur Körper — jenen für höchste Dramatik erbauten Palästen, die schließlich für Zwecke der Kinos übernommen worden sind."

Indessen, man sollte auch an diese Verhältnisse in der Neuen Welt nicht allzu strenge Maßstäbe anlegen. Zieht man in den Kreis der Berechnung, wie relativ jung die Amerikaner, als Volk betrachtet, sind, so sieht man gar manches jenseits des Atlants mit ganz anderen Augen an und beginnt vieles zu verstehen, was unser Geschmack übelzunehmen gewöhnt war, und was unser Empfinden zu beleidigen pflegte.

MITTELMEERFAHRT

Der Himmel prangt, und die See leuchtet in unergründlichem, glänzendem Schwarzblau. Mächtige Wogen kommen, eine nach der anderen, von Westen herangezogen. Sie tragen keine Schaumkronen, und auch die schwache, immer mehr abflauende Brise steht in keinem Verhältnis zu dem gewaltigen Seegang. Dünung ist es, was unser Schiff auf und nieder tanzen läßt; Ausläufer eines Sturmes, der in den letzten Tagen im gefürchteten Golf von Biscaya wütete. Nachts noch heulte er in den Rahen. Aber jetzt ist es still geworden; und nur noch die wogende See gibt Kunde von den Urgewalten, die hier vor kurzem tobten.

Nie sah ich, auch beim wildesten Sturm, Wogen wie diese. Der Golf von Biscaya hat seine eigenen Reize! Ins Bodenlose scheint bisweilen das Schiff versinken zu wollen. So tief, daß der erschrekte Blick aus der Sohle des Wellentales buchstäblich in schräger Richtung zu dem nächsten sich heranwälzenden Wasserberge emporschaut. Hier zum erstenmal lernte ich den Begriff der „haushohen" Wellen kennen.

Vor uns steigt ein Vorgebirge steiler Felsen aus dem Meer. Bevor man noch genau das Land zu erkennen vermag, sieht man schon turmhoch die weiß gischtenden Fontänen der Brandung an den Graten emporlecken.

Allmählich rückt das Ufer näher. Ein zerklüftetes Steilgefälle. Oben darauf, auf mächtiger Felsplatte, hart am Rande des Meeres gelegen, ein altes Kloster. Aus der Mitte seiner Mauern ragt ein hoher Feuerturm, weithin über das Meer Ausschau haltend. Die rastlos anrollende Brandung hat überall tiefe Höhlen in das rote Gestein gefressen. Gurgelnd verschwinden die Wasser in den Spalten und Löchern, um gleich darauf laut donnernd wieder ans Licht des Tages hervorzubrechen. Und kaum ist die Flut von den Fesseln der felsigen Klüfte befreit, so kriecht sie, in sprühenden Gischt verwandelt, in wilder Gier das Steilufer hinan.

Wie ich die Mönche bewundere, die dort droben auf dem äußersten Vorsprung des Landes leben! Wie ich ihnen den weiten, weiten Blick neide, den sie immerdar genießen dürfen!

Allabendlich entzünden sie das warnende Licht, das dem Schiffer den

Pfad über das Meer weist. Wie muß ihr Herz, ihre Seele weit werden! Wie müssen sie unser lächeln, die wir in den engen Gassen unserer Städte dahinleben wie der Maulwurf in seinen Gängen...

Das ist Kap Sankt Vinzenz, die südwestlichste Landspitze von Europa, das „Promontorium sacrum" der Alten.

Hart um den Landvorsprung herum führt der Weg unseres Schiffes gen Osten.

Alsbald wird die See ruhiger und beinahe stündlich die Luft lauer.

* *
*

Es ist Nacht.

Durch das Stoppen der Maschine bin ich wach geworden. Ich blicke durch das Fenster der Kabine und sehe im ungewissen Dunkel einige hundert Meter neben dem Schiffe den Schatten eines gigantischen Felsens aus dem Meere wachsen. Wie der gewölbte Rücken eines vorzeitlichen Seeungeheuers steigt er aus den Fluten. Er ist schwarz, aber viele kleine Lichter schimmern gleich leuchtenden Schuppen auf seinem Leibe: Gibraltar.

Sobald die Morgendämmerung den Horizont mit goldenen Tinten aufzuhellen beginnt, löst sich der Fels aus dem gleichfarbenen Hintergrund. Unvermittelt steigt das Kalkmassiv aus der See. Eine sattelförmige Einschnürung scheidet den niedrigeren, gestreckten Rumpf des Ungeheuers vom hochaufragenden Haupte.

Auf ihm, dem „Highest Point", liegt die Signalstation, die jedes Schiff eingehend über Namen und Nationalität, auch nach Zweck und Ziel der Reise und Art der Ladung ausfragt, bevor die Einfahrt in die geschützte Bucht von Gibraltar freigegeben wird.

Wie ängstlich doch die Engländer den Weg nach dem Osten bewachen! Hier, bei den „Säulen des Herkules", beginnt ihr Sicherungssystem. Fahre weiter gen Sonnenaufgang, und du wirst in regelmäßigen Abständen den befestigten Stützpunkten begegnen, mit denen sich Albion die Straße nach dem nahen und fernen Osten gesichert hat. Malta ist die nächste Etappe. Es folgt der Suezkanal, den England zur rechten Zeit dadurch in seine Hand gebracht hat, daß es dem verschuldeten Khediven seine Kanalaktien abschwatzte.

Aber nicht nur die nördliche, nein, auch die südliche Einfahrt zum Roten Meer ist in den Händen der Engländer. Der zähe Wille des Briten

Der Felsen von Gibraltar mit dem Ort und den Befestigungen

hat vor der sonnengerösteten Lavawüste von Perim nicht haltgemacht. Er hat sie als Stützpunkt ausgebaut, und so liegt das kleine Eiland wie ein Wachthund vor Bab el Mandeb, dem Tor der Tränen. Aden wiederum ist eine wichtige Basis für den westlichen Teil des Indischen Ozeans. Auf Ceylon, hört man, wird in aller Stille in der Bucht von Triconmali ein moderner Flottenstützpunkt angelegt. Damit nicht genug, wird auch am Bau einer strategisch wichtigen Bahnlinie gearbeitet, die, durch Dschungel und Reisfelder hindurchführend, den Flottenhafen von Triconmali mit Colombo verbinden wird.

Ziehe weiter östlich, und das Bild bleibt das gleiche. Die ganze Straße von Malakka ist restlos in englischen Händen. Die westliche Pforte dieses wichtigsten Zugangsweges zum Fernen Osten beherrscht das englische Penang. An der östlichen Mündung der Straße von Malakka wiederum und zugleich an ihrer engsten Stelle wird Singapore zu einer neuzeitlichen Seefestung ersten Ranges ausgebaut. Noch ein Stück weiter gen Sonnenaufgang, und du bist im englischen Hongkong.

So wäre alles aufs beste vorbedacht. Und doch, nimmt das Wetterleuchten im Osten nicht zu? Werden alle die wohlausgeklügelten Sicherungspläne, wird das glänzende System der englischen Meeresfestungen imstande sein, das Geschehen aufzuhalten, das sich im fernen Orient anbahnen zu wollen scheint?...

* *
*

Eben beginnt es Tag zu werden.

Vor mir dehnt sich in seiner ganzen Majestät der Felsen von Gibraltar. In wehrhaften Galerien ziehen sich Forts und Kasematten am Berg empor. Aus luftiger Höhe herab blicken Riesengeschütze modernster Konstruktion wachsamen Auges weit über das Meer.

Unterhalb der dräuenden Festungsanlagen klettert — ein wenig schüchtern — am Abhang des Felsens in malerischen Terrassen die Stadt empor. Ein kleines, buntes Häusermeer, unterbrochen von freundlichem Grün.

Gegenüber, auf der spanischen Seite der Bucht, goldig übergossen vom ersten Strahl der aufgehenden Sonne, die schneeweiß schimmernden Häuser von Algeciras.

In nebliger Ferne verdämmert im Süden am afrikanischen Festlande die ragende Silhouette des Felsens von Ceuta. Steiles Bergland dahinter:

die Ausläufer des Atlas. Heroische Landschaft; Spiegel der Sinnesart ihrer Bewohner. Kämpfte nicht zwischen den steilen Felsbergen in heldenhaftem Verzweiflungsmut ein um sein Dasein ringendes Völkchen den Todeskampf?

Der neue Tag ist da. Mit tausend glitzernden Reflexen spiegelt sich die Sonne im Meere. Sie zieht schon einen zarten Streifen flüssigen Metalles um die scharfen Konturen des Felsenrückens, während die uns zugewendete Seite noch in tiefem, blauem Schatten liegt.

Im Hafen wird es lebendig. Allerlei flinke kleine Barken stoßen vom Lande ab. Wie ein Schwarm beutegieriger Hornissen stürzen sie sich auf unser Schiff. Die Boote sind über und über mit herrlichem Obst beladen, und alsbald beginnt ein lebhafter Handel. Körbe, an langen Stricken befestigt, vermitteln den Austausch. Das ununterbrochene Gefeilsche, das die Preise in kurzer Zeit auf den zehnten Teil des ursprünglich Geforderten sinken läßt, gibt ersten Vorgeschmck von der Handelsweise des Südens und des Orients.

Nicht lange währt unser Aufenthalt auf der Reede. Um die Mittagszeit holt die Winde den Anker empor, und wir dampfen aus der Bucht hinaus.

Während wir den Felsen umfahren, wechselt er ständig sein Gesicht. Mit einemmal öffnet sich der Blick auf den steilen Ostabhang des Kalkmassivs. Während im Westen und Süden sanft geschwungene Terrassen zum Meere hinabführen, fällt hier die mächtige graue Wand fast senkrecht gegen die Fluten ab.

Mehr und mehr schrumpft der gewaltige Felsblock von Gibraltar zusammen. Eine Laune des Weltenschöpfers hat ihn ins Meer geschleudert.

Nicht lange, so sind die „Säulen des Herkules“ hinter uns im blauen Meer versunken. —

Mittelmeerfahrt — du Inbegriff des Schönen, du Paradies der Seereisen, du wundertätiges Labsal, das überquellende Lebensfreude in unsere Herzen gießt, das unsere Pulse rascher schlagen und ein Empfinden unaussprechlicher Dankbarkeit gegen den Schöpfer in uns aufwallen läßt! Welche Zauberluft beflügelt hier den Geist? Ist es der Hauch der uralten Kulturen, die rings auf den Gestaden dieses Meeres geboren wurden, der uns immer wieder von neuem anweht? Ist es das Bewußtsein, daß das Größte und Erhabenste, das die Welt hervorgebracht hat, aus der Atmosphäre des Mediterraneums erstand?

Spiegelglatt liegt die See. Ein Bild von unbeschreiblicher Pracht, von jenem leuchtenden Glanz der Farben, wie ihn nur die Länder des Südens kennen. Lieblich eingebettet in einen Kranz grüner Rebenhügel, ziehen die Türme von Malaga vorüber. Und immer prächtiger wird das Gemälde.

Nicht lange, so gleitet das Schiff an den ragenden Schneehäuptern der Sierra Nevada hin. Wunderbar klar ist die Sicht, jede Zinne und Zacke des schroffen Gebirges unterscheidet das Auge. Aus wolkenlosem Blau lacht die Sonne, hier mit blendendem Weiß die glitzernden Schneefelder übergießend, dort phantastische blauschwarze Schatten auf Gletschern und Graten hervorzaubernd.

Allmählich wendet sich der Kurs vom europäischen dem afrikanischen Gestade zu.

Der nächste Tag überrascht uns wieder mit einem Bilde von berückender Pracht: dicht zur Rechten grüßt das malerische Algier. In wundervollen Terrassen klimmt das bunte Häusergewirr der Stadt im üppigen Rahmen dunkler Orangen- und Zitronenhaine und lichter, silberiger Olivenbäume am Bouzaréah-Berg empor. Wie ein leuchtendweißes Dreieck ragt das Gemenge der Häuser aus sattem Grün.

Vom Sahel herab blicken wehmütig die altersgrauen Mauern der Kasba; Horuk Barbarossa, der Seeräuberhauptmann, errichtete sie, als man ihn 1516 gegen die Spanier zu Hilfe rief. Die algerische Trutzburg hat alle Stürme überdauert. Vierzehn Belagerungen und Beschießungen, vom Zuge Karls V. bis zur englischen Expedition von 1824, vermochten ihr nichts anzuhaben, und heute dient der alte Bau als Zuavenkaserne.

Die langgedehnten Höhenzüge des östlichen Kabylenlandes begleiten unseren weiteren Weg. Dicht unter der bergigen Küste Algeriens zieht das Schiff seine Bahn. Bald stürzen die Ausläufer des Atlas unvermittelt in jähen Steilabfällen ins Meer, bald wieder steigt von der Küste fruchtbares grünes Land in sanft geschwungenen Hängen zu Hügeln und Bergen an.

Drei Tage nach der Abfahrt von Gibraltar nimmt uns zwischen Tunis und Sizilien die Straße von Pantellaria auf. Die Insel gleichen Namens und das sonderbare Eiland von Gozo bleiben zur Rechten. Wie eine Toteninsel mutet das Stück Land an, das mitten aus dem Ozean aufragt. Um die lehmfarbenen Ansiedlungen herum, die kaum wie menschliche Behausungen aussehen, vermag das Auge keine Spur des Lebens zu ent-

decken. Man ist versucht, zu glauben, das seltsame Eiland sei verlassen oder ausgestorben.

Fern grüßen Festungsanlagen und Funkenmasten des wehrhaften Lavaletta, der Hauptstadt des englischen Malta. Kap Passaro, die Südspitze Siziliens, bleibt hinter uns: wir sind im Jonischen Meer. —

Alsbald wandelt sich das Wetter. Vorbei ist es mit der spiegelnden Glätte des Wassers. Die See setzt weiße Kämme auf, und kühler und kühler wird die Witterung.

Unmerklich gleitet das Gemüt in neue Empfindungen hinein. Die laue Luft und das heitere Bild, die im Mittelmeer Geist und Sinne umfingen, hatten der Seele eine geruhsame Betrachtungsweise der Dinge eingegeben, hatten ihr ein Gemälde vollendeter, friedvoller Harmonie in der Schöpfung vorgegaukelt.

Die von Tag zu Tag eisiger werdende Atmosphäre, die Schaumkronen auf den rauschenden Wogen, die gischtende Brandung, die hoch an der mächtigen, steilen Felswand des Matapan-Kaps emporleckt, und die weiß schimmernden Schneegipfel des Taygetos, die nun, als sich das Schiff der Südspitze des Peloponnes nähert, kalt und mitleidslos vor uns über das Meer starren, geben den Gedanken neue Richtung.

Ganz instinktiv spürt es der Geist, daß das Land, dessen rauhe Küste an uns vorüberzieht, einem harten, kriegerischen Volke zur Wohnstätte dienen mußte. Die Männer, die hier im alten Lacedämon in eiserner Disziplin ihre Leiber stählten, die den Besitz des Geldes so sehr verachteten, daß sie absichtlich eine beinahe untransportabel schwere Eisenmünze schufen: diese Männer, deren Körper und Wille gleichermaßen abgehärtet und geschult war, und die in der bewußten Züchtung eines kraftvollen, stolzen Menschenschlages soweit gingen, daß sie schwächliche Kinder aussetzten und dem Verderben anheimgaben, müssen trefflich hineingepaßt haben in das wilde Gebirge, an die brandungumtobten Gestade ihres rauhen Landes.

Der eisige Boreas fährt von den Höhen des Taygetos herab und wühlt in den schwarzblauen Fluten des alten Lakonischen Meerbusens.

In schweigender Majestät recken die Schneehäupter die glitzernden Zinnen gen Himmel. In den Klüften dieser Felsengebirge wurden die neugeborenen Knaben ihrem Schicksal übergeben, die der harte Sinn der Spartaner nicht für befähigt erachtete, das kraftvolle Männergeschlecht der Kriegerkaste fortzupflanzen.

Barbarisch will uns heute, in unserer Zeit geflissentlich betonter Humanität, solcher Brauch erscheinen. War er es wirklich? Ist es weniger barbarisch, idiotisch oder als Krüppel geborene Kinder, die niemals Aussicht haben zu genesen, künstlich durch das ganze Leben hindurchzuschleppen und ihr kümmerliches Dasein mit allem Aufwand der Wissenschaft hinzuhalten?

Sicherlich läßt sich darüber streiten, was im wahrhaft menschlichen Sinne wertvoller ist: die bewußte Heranzüchtung eines kraftvollen Menschenschlages oder die künstliche Aufzucht des Minderwertigen. Und ist es nicht letzten Endes oberstes Gesetz in der unerbittlichen Auslese, die die Natur selbst trifft, daß das Schwächliche, Lebensunfähige ausgemerzt werde und nur das Gesunde und Kraftvolle zur Weiterzucht erhalten bleibe? Haben wir ein Recht dazu, durch unsere altruistische Moral in das eiserne Gesetz der Natur einzugreifen?...

Allgemach versinken die Schneegipfel des Taygetos hinter uns in den Fluten. Der Lakonische Meerbusen ist überquert, die schmale Durchfahrt zwischen den bergigen Eilanden der Hirschinsel und Kytheras nimmt uns auf.

Nicht lange, so verdoppelt der Wind seine Kraft, und die Wogen rauschen höher und höher: wir sind an der Südostspitze des Peloponnes, dem sturmberüchtigten Felsenkap Malea. Alle Winde der Rose scheinen hier aufeinanderzuprallen, und der heftige Nordost, der hinter der Felsenwand auf uns lauert, und dessen Wirken man den rauschenden Wogen schon von fern ansieht, verheißt nichts Gutes.

Wie ein Hexenkessel kocht die See.

Einsam ragt die steile Felswand aus den brandenden Fluten. Nackt und kahl, abgefressen von den nimmermüden Winden, starrt sie in die gischtende Brandung. Mit gierigem weißen Zahn nagt das unerbittliche Naß an dem wetterharten Leibe.

Sobald wir das Felsenkap umfahren haben, packt uns mit eisigen Fäusten der Nordost. Er rüttelt und schüttelt das Schiff, daß es in den Grundfesten erzittert. Hagelböen prasseln hernieder; die Fahrt durch die Kykladen wird zu harter Prüfung.

Immer noch nimmt die Kälte zu. Durch den Oro-Kanal führt unsere Straße in die Ägäische See. Eng ist die Durchfahrt zwischen Euböa und Andros; hohe, bis zum Fuß in Schnee gehüllte Berge treten beiderseits dicht ans Meer heran.

Jeder ist froh, als zwei Tage, nachdem die Gestade des Peloponnes zurückgeblieben sind, die Dardanellen uns in ihre schützenden Arme nehmen.

Schon die Einfahrt in den Hellespont weckt eine Fülle historischer Erinnerungen. So wenig landschaftliche Reize die Ufer der Gallipoli-Halbinsel und des kleinasatischen Festlandes bieten, so bewahrheitet sich auch hier wieder das Wort, daß nicht die Erscheinungen als solche es sind, die unser Empfinden bewegen, sondern der Sinn, den wir ihnen geben.

Weithin gleitet der Blick über die sagenumwobene, sumpfige Skamander-Ebene, aus der der Stadthügel des alten Ilium mit den Schutthalden der Ausgrabungen aufragt. Vor dem Städtchen Kum Kale an der sandigen Nordwestspitze des anatolischen Festlandes blickt eine Jahrhunderte alte, halbverfallene Burg über das Meer: Kum Kalessi, das „Sandschloß".

Immer mehr homerische Erinnerungen werden wach, wenn das Schiff in den Hellespont hineingleitet. Im Süden von Kum Kale stehen die beiden berühmten „Grabhügel des Achilleus und Patroklos". Zwischen dem stark befestigten Orte selbst und dem Rhöteischen Vorgebirge lag während der Belagerung Trojas die griechische Flotte.

Den Rahmen zu dem historischen Gefilde geben die Höhenzüge des Ida. Vom Hellespont aus gesehen, sieht das Gebirge rauh und unwirtlich aus. Aber der Anschein muß trügen; wie hätte sonst Homer in der Ilias von Zeus und Heras blumigem Lager auf dem Ida singen können:

„Unten die heilige Erd' erzeugt' aufgrünende Kräuter,
Lotos mit tauiger Blum', und Krokus, samt Hyakinthos." —

Gegenüber dem trojanischen Gestade hält auf der Westspitze des alten Thrazischen Chersones der Antipode von Kum Kalessi, Sidd ül Bar, d.h. „Damm des Meeres", die Wacht. Moderne Batterien gruppieren sich um die alten, aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammenden Befestigungen. Ein Leuchtfeuer weist den Schiffern die beinahe viertausend Meter breite Einfahrt in den Hellespont.

Rasch wird die Wasserstraße enger; und nicht lange, so fällt an der schmalsten Stelle der Meerenge, bei der Stadt Tschanak, kurzweg „Dardanellen" genannt, der Anker.

Der Ort bildet den Schlüssel zum eigentlichen Hellespont-Innern. An dieser Stelle, die schon Sultan Mohammed II. 1470 durch starke

Sperrburgen sicherte, erfolgt noch heute die Kontrolle der Schiffe, bevor die Weiterreise in die innere Dardanellenstraße freigegeben wird.

Dräuend — nur wenig mehr als 1300 Meter voneinander entfernt — liegen sich die beiden alten Dardanellenschlösser gegenüber: am europäischen Ufer das malerische, von hohen Mauern umzogene Kilid ül Bar, d. h. „Verschluß des Meeres", mit seinem hohen Festungsturm, und Kalé i Sultanié, d. h. „Sultansburg", auf der anatolischen Seite. Moderne Forts gruppieren sich um das alte Gemäuer. Im Schutze der Sultansburg, an der Mündung des alten Rhodiosflusses, bauen sich die bunt getünchten Häuser des stattlichen Tschanak auf.

Dem Namen „Tschanak Kalessi", was soviel bedeutet wie „Topfschloß", machen die Bewohner noch heute Ehre. Denn während das Schiff zur Musterung der Papiere vor dem Orte vor Anker liegt, nahen sich Bootsführer, die allerlei seltsam gestaltete und grotesk bemalte Erzeugnisse einer eigenartigen keramischen Hausindustrie feilbieten.

Nur kurze Zeit währt der Aufenthalt. Dann geht die Fahrt weiter in den inneren Teil der Meerenge hinein.

Nicht lange, so ist die zweitengste, nicht ganz anderthalb Kilometer breite Stelle der Wasserstraße erreicht. Eine Fülle historischer Erinnerungen knüpft sich auch an diesen Ort. Hier, am asiatischen Ufer, beim heutigen Fort Nagara, zu Füßen des alten Xerxeshügels, lag das alte Abydos.

Gegenüber, am europäischen Gestade, stand Sestos, dereinst der Hauptort des Thrazischen Chersones. Zwischen den beiden Orten aber, die im Altertum nur sieben Stadien, d. h. 1300 Meter voneinander entfernt lagen, verkehrte die Heptastadion-Fähre.

Was alles hat die Stätte dieser beiden alten Städte gesehen und erlebt! Bei Abydos überschritten im fünften Jahrhundert vor Christus Xerxes und im vierten Jahrhundert Alexander der Große den Hellespont. Hier vollzog sich der Sage nach das rührende Schicksal Heros und Leanders, hier gingen 1357 die Muselmanen über die Meerenge, hier durchschwamm 1810 Lord Byron die Wasserstraße.

Überall in den inneren Dardanellen starren ältere und jüngere Befestigungswerke über das Wasser, und immer noch geben zahlreiche zerschossene Gebäude, zertrümmerte Fortifikationen und manche aus dem Wasser ragende Mastspitze Kunde von den erbitterten Kämpfen, die sich auch im Weltkrieg wieder hier abgespielt haben.

Bald wird am europäischen Ufer die Ebene der Ziegenflüsse, der alten Aigospotamoi, sichtbar, an deren Mündung die Athener ihren Todeskampf gegen die Spartaner unter Lysander kämpften.

Mittlerweile hat, gegen die Marmara-Mündung der Dardanellen zu, die Vegetation zugenommen. Aus freundlichem Grün von Olivenhainen und Rebenhügeln grüßt das alte Lampsakos herüber, das dereinst Themistokles von Artaxerxes zum Geschenk erhielt.

Auf der thrazischen Seite erscheint nun auf hoch aufragendem Steilufer der Ort, der der ganzen Halbinsel ihren gegenwärtigen Namen gab: Gallipoli. Noch heute macht das Bild der von den Athenern gegründeten, malerisch gelegenen Stadt dem alten Namen „Kallipolis", d. h. „Schöne Stadt", Ehre. Aber der Ort, der bei dem Vordringen der Türken im 14. Jahrhundert als erste europäische Stadt in Sultan Suleimans Hände fiel, scheint dem Verfall entgegenzugehen. Das zerstörende Erdbeben vom Jahre 1912 hat das seine getan, um diese Entwicklung zu beschleunigen .

Kaum ist das Schiff am hohen Ufer von Gallipoli vorübergeglitten, so öffnet sich die Enge des Hellespontes: vor uns liegt das Marmarameer. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergolden die schwarzblauen Fluten, und eben flammt von dem hohen Leuchtturm vor Gallipoli zum erstenmal ein blitzendes Strahlenbündel über die See.

DIE PFORTE DER GLÜCKSELIGKEIT

Ein sonniger Frühlingsmorgen über dem Marmarameer. Himmel und See lachen in schier unwahrscheinlichem Blau, und der Sonnenball, der eben strahlend über dem Golf von Ismid emporzusteigen beginnt, weckt mit schimmernden Reflexen ein Bild zum Leben, so zauberhaft schön, so übermenschlich und überwältigend, daß es lange dauert, bis man zu begreifen beginnt, daß man nicht lachenden Märchentraum, sondern die Wirklichkeit selber schaut. Die „Pforte der Glückseligkeit" tut sich auf.

Je länger das Auge in Bewunderung und Verzückung die Vision aus Tausend und einer Nacht in sich hineintrinkt, um so besser begreift man den Namen, den die Türken der Stätte gaben: „Der-i-seadet" = „Pforte der Glückseligkeit". Viele Städte habe ich gesehen, die zu den schönsten auf der Erde zählen: Neapel, Hongkong, Funchal, Orotava, Kapstadt... das Bild Konstantinopels, vom Marmarameer geschaut, ist schöner als sie alle.

Ein wogendes Häusergemenge, über sanft geschwungene Täler und Hügel gebreitet, unterbrochen von dunklen Hainen schlankwipfeliger Zypressen, umrahmt von lieblich grünenden Höhen, durchzogen vom breiten Silberbande des Bosporus: das ist der erste Eindruck. Und wohin auch immer das Auge über das Meer von Stein schweift, dort entdeckt

Ankunft vor Konstantinopel. Achmed-Moschee (in der Mitte) und Hagia Sophia (rechts)

es inmitten des Gewirres weißschimmernder Häuser ragende Türme, schlanke Minarette und hochgewölbte Kuppeln.

Je mehr sich das Schiff der Konstantinstadt nähert, um so berückender wird das Bild. Schon unterscheidet der Blick die einzelnen Stadtteile von Konstantinopel: die Häuserzeilen von Stambul, die vom Marmarameer zum Goldenen Horn ziehen; gegenüber Galata und das hochgelegene Pera, und auf dem jenseitigen Gestade des Bosporus, auf der kleinasiatischen Seite, Skutari.

Konstantinopel. Suleimanié-Moschee in Stambul

Immer mehr Einzelheiten erschließen sich dem Blicke, als der Dampfer der Einfahrt in den Bosporus entgegensteuert. Näher und näher rückt am europäischen Ufer der Landvorsprung des Serai, die Stätte der alten Akropolis, überragt von vier Minaretten und der Kuppel des Domes zur Göttlichen Weisheit, der Hagia Sophia.

Das immer weiter sich entrollende Gemälde der Konstantinstadt vollendet sich, wenn das Schiff die Seraispitze umfahren hat und sich das Goldene Horn vor dem Bug des Dampfers öffnet. Vor dem Häusergewirr von Stambul türmt sich zur Linken in burgartigen Aufbauten die herrliche Valide-Moschee. Hinter ihr grüßen aus luftiger Höhe herab der schlanke Seraskierturm und Kuppeln und Minarette der prächtigen Suleimanié. Vor uns aber ist der Meeresarm abgeschlossen durch die von Menschen und Fahrzeugen wimmelnde „Neue Brücke", die die Stadt-

teile Stambul und Galata miteinander verbindet, und auf der der flutende Verkehr aller Trachten, Rassen und Nationen nimmer zum Stillstand kommt.

Eine ganze Flotte der flinken kleinen Dampfer, die den Verkehr mit Kadiköi, Haidar Pascha, den Prinzeninseln, Skutari und Therapia vermitteln, drängt sich an der Brücke. Fährboote, Kaiks und Dahabidjen bevölkern die schmale Wasserstraße.

Durch das Gewühl der Fahrzeuge hindurch bahnt sich der Dampfer den Weg nach dem Nordufer des Goldenen Horns, um unweit der Neuen Brücke, am Galata-Kai, anzulegen.

* * *

Was soll man zuerst berichten von der Überfülle der Eindrücke, mit denen das alte Byzantion den Fremdling bestürmt? Ein solcher Reichtum historischer Erinnerungen dringt hier auf den vom Westen Gekommenen ein, daß es lange währt, bis man sich auch nur einigermaßen zurechtfindet.

Von dem lärmenden internationalen Fremdenviertel, von der „Grand rue de Pera" mit all ihrer prunkhaften Dürftigkeit, mit ihrem dichten Nebeneinander von Wertvollem und Schund, mit ihren bemalten Frauen und dem europäischen Geschäftsbetrieb hat man bald genug. Schließlich ist man nicht nach Konstantinopel gekommen, um ein Talmi-Europa, um das Zerrbild westländischen Großstadtlebens zu sehen. Die altehrwürdigen Stätten drüben auf der anderen Seite des Goldenen Horns, die dem bewundernden Beschauer noch heute jahrtausendealte Kunstgebilde aus Epochen nie wieder erreichter formgewaltiger Gestaltungskraft vor Augen führen, die sind es, die den Besuch Konstantinopels zu einem durchaus einzigartigen Ereignis erheben.

Zwischen baufälligen alten Häusern steige ich die vielen hundert Stufen der schlecht gepflasterten Treppe nach Galata hinab. Einen Augenblick später hat mich der Menschenstrom der Neuen Brücke erfaßt. Vorüber an den Pontons der Fährdampfer geht es inmitten eines unbeschreiblichen Gewühles von Fußgängern, Lastträgern, Wagen und Autos dem alten Stambul entgegen.

Schon der Weg wird zum Erlebnis. Prächtig ist der Blick von der Brücke auf den bunt bewegten Hafen, auf die Häuserzeilen, die an seinen Ufern emporsteigen, auf den Bosporus und das gegenüberliegende asiatische Gestade.

Konstantinopel. Die „Neue Brücke" zwischen Galata und Stambul

In Stambul konzentriert sich das wenige, was in Kospoli heute noch von orientalischem Leben übrig geblieben ist. Durch enge Gassen, die eine Blütenlese der „Wohlgerüche Arabiens" vermitteln, führt mein Pfad. Eine lärmende Horde von Betteljungen folgt mir, die mir mit unglaublicher Beharrlichkeit den Weg verlegen. „Bakschisch, Effendi, Bakschisch, Bakschisch!" tönt es aus zahllosen Kehlen unausgesetzt an mein Ohr. Aus den Cafés mit ihren vielschläuchigen, dem allgemeinen Gebrauch dienenden Wasserpfeifen klingt Klappern von Dominosteinen. Hier wird jener einzigartige „Café à la Turca" serviert; ein wahres

Türkische Betteljungen

Gedicht an Blume, Würze und Kräftigkeit. Freilich, das Herz des Mitteleuropäers — ungewohnt derart heftiger Reizmittel — verträgt höchstens eine dieser winzigen Mokkatassen, die zudem noch bis zur Hälfte mit Kaffeesatz gefüllt sind. Und so wird der Westländer sein Kaffeebedürfnis lieber mit dem harmloseren und milderen „Café à la Franca" befriedigen, der jedem echten Türken ein Greuel ist.

Vorbei an der ragenden Walidé-Moschee, deren Kuppeln und Minarette sich dicht über dem Ufer des Goldenen Horns in beschwingten Terrassen emportürmen, bringt mich die aufsteigende Straße zum Suleimanié-Gotteshaus. Kleinere Kuppelbauten scharen sich im Viereck schlanker Gebetstürme um das gewaltige, von einer Vollkuppel und zwei Halbgewölben überdachte Mittelschiff. Ein ummauerter, stiller

Konstantinopel. Friedhof in Ejub und Blick auf das Goldene Horn

Hof mit alten Zypressen und Platanen schließt diese prächtigste aller Moscheen Stambuls gegen das lärmende Getriebe der Straße ab.

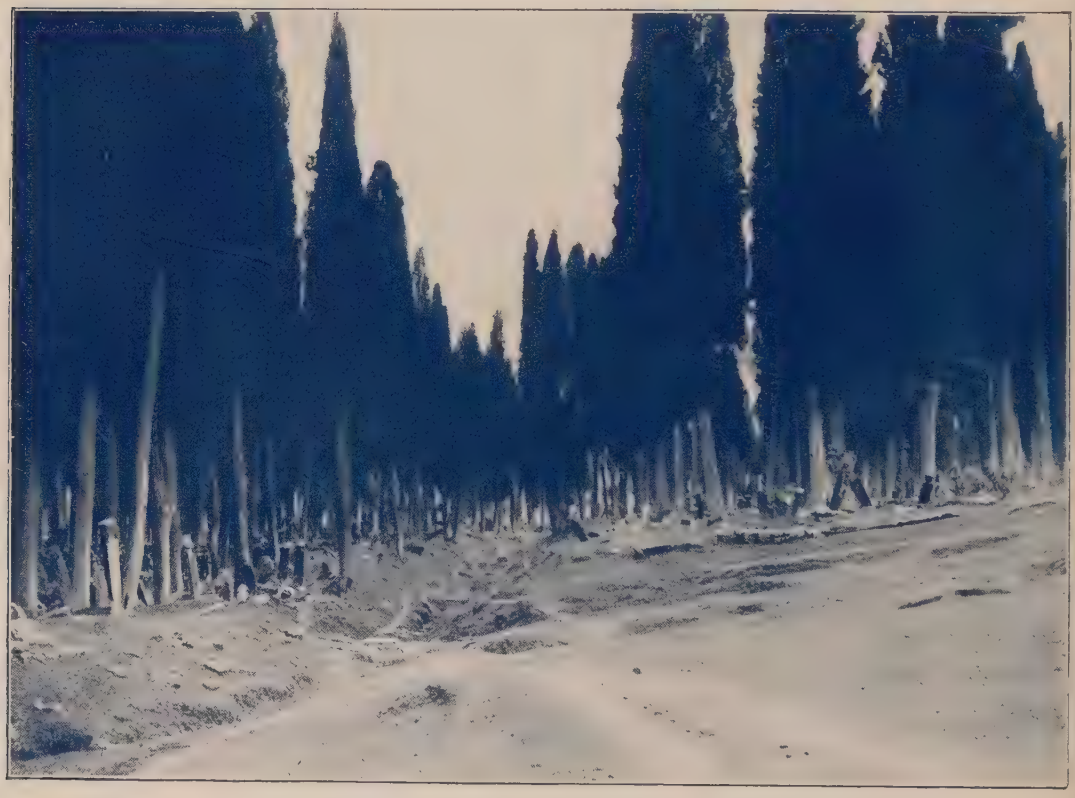
Eine Strecke weiter führt auf der Höhe des Hügels der Weg vor ein mächtiges Triumphtor. Zwischen zwei maurischen Kiosken gibt es den Eingang in das Kriegsministerium frei. Ich durchschreite den weiten Hof, und vor mir steigt aus dem Boden der schlanke Seraskier-Turm, eines der lieblichsten Wahrzeichen von Stambul. In zarter Linienführung hebt sich die „marmorne Lilie" empor, oben sich zum Kelche weitend.

Unvergeßlich ist vom Söller des Turmes der Blick über die Stadt. Auf seinen sieben Hügeln liegt das Häusergewirr von Stambul zu den Füßen des Beschauers ausgebreitet, überall unterbrochen vom Grün versteckter, schattiger Gärten, von Zypressen, Magnolien und Judasbäumen. Ein weites, von Unkraut überwuchertes Ruinenfeld gibt noch heute traurige Kunde von dem großen Brande, der einen ganzen, bisher noch nicht wieder aufgebauten Stadtteil verwüstete. In wundervollem Blau erglänzen die Wasser des Goldenen Horns, des Bosporus und des Marmarameeres. Barken, Fährboote und große Schiffe ziehen durch die Flut. Wie zwei gewaltige Arme greifen die beidenBrücken von Stambul nach Galata hinüber. Auf dem asiatischen Ufer dehnt sich, an Bergen und Hügeln emporkletternd, Skutari. Dicht neben dem Orte leuchten aus düsterem Grün der Zypressen weiße Marmormonumente des großen Friedhofs. Im Nordosten verdämmern im Dunste des

Horizontes die grünen Höhen des Bosporus, im Süden ragen aus der schimmernden Fläche des Marmarameeres die waldigen Prinzeninseln.

Wolkenlos wölbt sich der Himmel in leuchtendem Azur. Unbeschreiblicher Farbenglanz liegt über dem Bilde. Die düsteren Zypressen, die in stumpfem Weiß schimmernden Marmorbauten, das bunte Häusergemenge, die blaue See, die grünen Höhen und Wälder: all das verbindet sich zu einem Gemälde von nie geschauter Pracht.

Immer neue Eindrücke fesseln das Auge; kaum daß man die Fülle des Geschauten in sich aufzunehmen vermag. Ein weiter, grünbepflanzter Platz dehnt sich vor dem Eingang zum Kriegsministerium. Historischer Boden ist es, den der heutige Bajesidplatz bedeckt: hier lag das gewaltige Forum des Theodosius. Hier richteten bis vor gar nicht langer Zeit die Türken ihre politischen Verbrecher. An niedrigen, dreifüßigen Holzgalgen wurden die Verurteilten erhängt, die Füße so dicht über dem Boden, daß sie ihn beinahe — aber auch nur beinahe! —



Zypressenhain auf dem Großen Friedhof in Skutari

berührten. Vor der Brust aber hing ein großes Plakat, auf dem das Verbrechen des Sünders zu lesen stand.

Friedlich blickt, unberührt von alledem, was dieser Ort gesehen und erlebt, die Bajesid-Moschee über den Platz. In den weiten Säulenhallen ihres schattigen Brunnenhofes flattern Tauben, halten Amulettverkäufer ihren Tand feil.

Die breite Sedefdschiler Straße führt vom Bajesid geradeswegs zu einer anderen der erinnerungsreichsten Stätten des alten Byzanz: zum At Meidan, dem Platze des antiken Hippodroms. Auch hier erzählt noch manches Stück von längstvergangenen Tagen. Gartenanlagen bedecken die mehr als 300 Meter lange Fläche, auf der sich die alte Rennbahn erhob. Ein kolossaler Bau muß es gewesen sein, den Septimius Severus begann und Konstantin 330 vollendete; boten doch die marmornen Sitzstufen nicht weniger als 80000 Zuschauern Platz!

Vom Bau des Hippodroms ist wenig übriggeblieben; zu wüst haben hier die Kreuzritter gehaust. Cornelius Gurlitt kennzeichnet ihr Verhalten mit vollem Recht als ein „Vorwärtsströmen der Barbarei, nicht der Gesittung". Der Führer des Lateinischen Kreuzzuges, der Doge Enrico Dandolo, entführte mit einer Unmenge anderer Beutestücke auch den schönsten Schmuck des Hippodroms, das herrliche kupferne Viergespann, nach Venedig. Noch heute thront es hier vor dem großen Mittelfenster des Markusdomes. Konstantin hatte dereinst aus Trajans Triumphbogen in Rom die vergoldete Quadriga nach Konstantinopel verpflanzt. Von Venedig wanderte sie um die Wende des 18. Jahrhunderts auf Napoleons Geheiß nach Paris, um achtzehn Jahre später wieder ihren Platz an der Markuskirche zu erhalten.

Nicht geringe Reisen haben die wenigen Kunstwerke hinter sich, die heute noch den Hippodromplatz zieren, und die ihr Verbleiben in Byzanz wohl nur dem Umstande verdanken, daß sie entweder zu schwer zu transportieren waren oder in dem aufgehöhten Boden nicht entdeckt wurden.

Drei Denkmäler aus uralten Zeiten haben bis auf unsere Tage ihren alten Platz auf der Mauer, die die Rennbahn der Länge nach in zwei Teile zerlegte, bewahrt: der Obelisk des Theodosius, der „Koloß" und zwischen beiden die bronzene Schlangensäule. Besonders an dem Obelisken und der Schlangensäule haftet älteste Erinnerung. Den dreißig Meter hohen Stein aus ägyptischem Granit errichtete Thutmosis III.

Der Hippodromplatz in Konstantinopel. Links der Obelisk, rechts die Schlangensäule, im Hintergrunde die Sultan-Achmed-Moschee

anderthalb Jahrtausende vor Christus in Heliopolis. Julian schaffte ihn nach Byzanz, und Theodosius der Große stellte ihn im Hippodrom auf.

Die Schwestern dieses gewaltigen heliopolischen Obelisken findet man heute im Lateran und auf dem Petersplatz in Rom, am Victoria Embankment in London und im Zentralpark zu New York. Als sie vor dreieinhalb Jahrtausenden friedlich vor dem Tempel des Sonnengottes standen, haben sie sich gewißlich nicht träumen lassen, wie weite Reisen sie einmal machen würden. Und unwillkürlich fragt man sich: Wo werden die gewaltigen Blöcke nach weiteren 3500 Jahren stehen?

Auch die bronzene Schlangensäule hat ihre uralte Geschichte. Herodot erzählt, daß nach dem Siege über die Perser bei Platäa im Jahre 479 v. Chr. die dankbaren Athener den aus der Siegesbeute stammenden ehernen Dreifuß auf der dreiköpfigen Schlange als Weihgeschenk nach Delphi brachten. Konstantin holte das Kunstwerk nach Konstantinopel, und noch heute ist die Mittelstütze des Dreifußes erhalten, die „Schlangensäule", deren Schaft von drei umeinandergewundenen Nattern gebildet wird.

Seltsame Stimmung überkommt den, der die vergangenheitsreichen Kunstdenkmäler dieses geschichtsschwangeren Ortes auf sich wirken fühlt. Wieviel tausend wechselnde Bilder zaubern sie herauf! Die

dämonische Pracht des Sonnengott-Tempels im alten biblischen On; Pausanias, wie er beim Heiligtum der Demeter die Griechen zum Siege gegen die Perser führt; Mardonios, wie er, heldenhaft streitend, vom Spartaner Aeimnestos die Todeswunde empfängt; die oströmischen Kaiser, wie sie in ihrer glänzenden Umgebung in der kaiserlichen Loge den Rennspielen im Hippodrom zusehen; die Horden der Kreuzfahrer, wie sie plündernd und brandschatzend durch die Straßen der Konstantinstadt ziehen; Enrico Dandolo, den Geblendeten, den sein Ehrgeiz die Schätze des alten Byzanz nach Venedig schleppen läßt...

Ägyptische, griechische und oströmische Kulturdenkmäler dicht nebeneinander. Und daß auch die islamitische Kunst nicht fehle, nehmen fast die ganze Südseite des Hippodromplatzes die zahlreichen kleineren und größeren Kuppeln und Halbkuppeln und die sechs Minarette der Sultan-Achmed-Moschee ein.

Dicht neben den Gebetstürmen ragen Zypressen aus dem schattigen Hofe, der das Heiligtum umfriedet. Wie wunderbar gleichen die in zugespitztem Wipfel emporstrebenden Bäume, die mir bisher immer das Ursymbol der Gotik zu verkörpern schienen, dem islamitischen Minarett! Es ist, als seien die zu zarter Spitze sich verjüngenden Türme geradezu der Gestalt der schlankwipfeligen Bäume nachgebildet. Sollte in der arabischen Seele doch noch etwas anderes wohnen als das „Höhlengefühl", das recht eigentlich kein „Außen" und somit kein Emporstreben in die Weiten des Alls kennt?

Alles was Konstantinopel an jahrtausendealter Erinnerung birgt, scheint um den Hippodromplatz versammelt. Von seinem Nordende öffnet sich ein prachtvoller Blick auf das bekannteste Bauwerk der Stadt: die Hagia Sophia. In ihrer äußeren Gestalt scheint sie den übrigen großen Moscheen Stambuls eher unterlegen. Die Gliederung des Aufbaues, wie sie in dem terrassenförmigen Aufsteigen der vielen Kuppeln und Türmchen bei anderen Gotteshäusern, so der Achmed-Moschee, so wunderbar durchgeführt ist, läßt bei der äußerlich ein wenig plump anmutenden Hagia Spohia nicht die gleiche Zartheit erkennen. Wer aber einmal das Innere dieses berühmtesten Baues des Mittelalters gesehen hat, der wird nie in seinem Leben den gewaltigen Eindruck, der ihm zuteil wurde, vergessen. Dabei wird eine besonders großartige Wirkung dadurch erzielt, daß die mächtige Kuppel den ganzen, beinahe quadratischen Raum überwölbt und sich nicht nur, wie

Konstantinopel. Die Hagia Sophia

z. B. in Sankt Peter, über der Kreuzung der beiden Hauptschiffe erhebt. In zwei Reihen übereinander bilden prachtvolle Arkaden die Längswand des Raumes. Rundbogen verbinden die kostbaren Marmor- und Porphyrsäulen und deuten auf die Herkunft des Stiles, der sich in vollendeter Weise in dieser einzigartigen Kuppelbasilika ausdrückt. In dem gedämpften Lichte, das durch die Fensterreihen über den Säulenbogen in das Gotteshaus dringt, schimmert Goldornamentik, leuchten auf riesigen runden Schildern die Namenszüge der großen Kalifen und Worte des Korans.

Wie verschieden ist die Stimmung in diesem Heiligtum von der unserer Kirchen! Auch die Wahrnehmung, daß hier und da noch durch die Tünche der Wände Bilder aus der christlichen Zeit der Hagia Sophia hindurchschimmern, vermag an diesem Eindruck nichts zu ändern. Und nie ist mir der wesenhafte Wechsel im christlichen Weltgefühl, der mit dem Heraufziehen der Gotik einsetzte, so sichtlich zum Bewußtsein gekommen wie hier in der Kirche der heiligen Weisheit, die — 537 von Justinian erbaut — beinahe ein Jahrtausend hindurch der Hort des östlichen Christentums war, bis 1453 Mohammed II. nach der Eroberung von Konstantinopel den Halbmond auf die Basilika setzte.

Ein von Grund auf anderes Empfinden ist es, das sich in diesem gewaltigen Kuppelbau ausprägt, als dasjenige, das in unseren gotischen Domen schwingt. In den Kathedralen des Abendlandes ein ungehemmtes Emporstreben in die Weiten des Raumes, ein Aus-sich-heraus-Wollen, ein drängendes Hinaufgreifen der Seele in das Licht des Alls. Im Gotteshause des Islam ein scharf umgrenzter Raum, über den hinaus es für den sich in Gott Versenkenden kein Außen, kein Oben gibt; eine freiwillige Beschränkung auf das Gegebene, eine rückhaltlose, fatalistische Ergebung (das bedeutet wörtlich „Islam") in das Kismet.

Im gotischen Dome will das, was die Seele schauernd empfindet, uns über körperhafte Grenzen hinaustragen; in der Moschee scheint alles mit der Gewalt des Schicksals auf uns einzudringen. Wir glauben, wo immer wir uns bewegen, im Brennpunkt dieses Höhlenraums zu stehen, der unseren Horizont allüberall abschließt und die Welt um uns herum mit der unübersteigbaren Wand der Bestimmung, mit der unüberwindlichen Mauer der Fügung umgibt. Und so hat man das Baumotiv der Hagia Sophia sehr bezeichnend eine „nach innen verlegte gotische Verstrebung mit geschlossenem Außenmantel" genannt.[1]

[1] Strzygowski; zit. n. Spengler.

DER NABEL DER WELT

Konstantinopel, du Pforte der Glückseligkeit, du Stadt der Erinnerungen, der Märchen und der Wunder! Nimmer ließe sich ein Ende finden, wollte man beginnen zu erzählen von weißschimmernden Palästen in verträumten Gärten und süßen Geheimnissen hinter den vergitterten Balkons der Frauenhäuser, von Mondscheinnächten auf dem Bosporus und Sonnentagen auf den Prinzeninseln, von den mächtigen Quadern der alten byzantinischen, der konstantinischen und theodosianischen Stadt- und Seemauer, deren wohlerhaltene Zinnentürme bis in das Marmarameer hinausragen und noch heute Kunde geben von der dauerhaften Bauweise ihrer Zeit, von der mystischen Hades-Stimmung unterirdischer Zisternengewölbe, um deren Säulenschäfte blaugrünes Wasser spielt, von dem unvergleichlichen Rundblick, den man vom Galata-Feuerturm herab über Stadt und Meer genießt, von dem lärmenden Getriebe und Gefeilsche des Basars, in dem alle Schätze des Orients feilgeboten werden, von den merkwürdigen ekstatischen Religionsübungen der tanzenden und heulenden Derwische, vom zauberischen

Anatoli Hissar am Bosporus

Reize der lieblichen Ausflugsorte auf den Höhen des Bosporus und den trutzigen alten Ruinenschlössern Rumeli- und Anatoli-Hissar an der Stätte, an der dereinst Darius vor zwei und einem halben Jahrtausend auf seinem Skythenzuge die Brücke über den Bosporus schlagen ließ.

Kein Wunder, daß eine so gewaltige Fülle historischer Erinnerungen um die alte Kaiserstadt am Bosporus schwingt. Nicht umsonst hat Konstantinopel „Nabel der Welt" geheißen. Die militärisch und handelspolitisch gleich bevorzugte Lage an der Grenze zweier Erdteile und am Wasserweg vom Mittelländischen zum Schwarzen Meere wie auch an einer der wichtigsten Verbindungsstraßen des nahen Orients mit Europa, der prachtvoll geschützte Hafen des Goldenen Horns und die Tatsache, daß Konstantinopel, wie Endres[1] bemerkt, die stärkste natürliche Festung der Welt ist, haben von jeher die Augen der umwohnenden Völker begehrlich auf das alte Byzanz blicken lassen, haben dem Orte seine an Kämpfen reiche, blutige Geschichte gegeben.

Welche bewegten Schicksale haben die wechselnden Zeiten in ihrem Schoße für die Stadt geborgen, die schon 660 v. Chr. von dorischen Ansiedlern auf dem Serai-Landvorsprung des heutigen Stambuls gegründet wurde! Nicht weniger als 24 Belagerungen hat Konstantinopel im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende auszuhalten gehabt; achtmal ist es im Sturm erobert worden. Allen Zerstörungen und Verwüstungen hat es dank seiner natürlichen Vorzüge Trotz geboten; immer ist es, ein unsterblicher Phönix, in unverwüstlicher Lebenskraft aus Schutt und Trümmern zu neuem Dasein erstanden.

Mit weitschauendem Blicke hatten die dorischen Kolonisten die glänzende Lage des Ortes erkannt, der rasch emporblühte. Aber schon früh begannen für Byzanz schwere Zeiten, und besonders die zunehmende persische Macht schaffte der Stadt schwere Bedrängnisse. Auch der Peloponnesische Krieg zog Byzanz in Mitleidenschaft. Das Resultat war ein Bundesverhältnis mit Athen, dem später, als der hellenische Stern untergegangen war, ein solches mit Rom folgte. Ein inneres Zusammengehörigkeitsgefühl verband die zivilisierte Weltstadt mit dem späten Römertum. Und diese gedankliche Verwandtschaft konnte wohl vorübergehende Zerwürfnisse erleben, mußte aber immer wieder zu einem Sichfinden führen.

[1] „Die Türkei", München 1918.

Konstantinopel. Die Seemauer. Marmortürme bei Jedi Kulé

So wurde Byzanz für die Begünstigung des Gegenkaisers Pescennius Niger nach dreijähriger Belagerung von Septimius Severus, der hierbei seinem Beinamen alle Ehre machte, schwer bestraft. Aber gerade in Septimius bricht zum erstenmal ganz unverhohlen der starke Zug nach dem Osten durch. Er baute das Zerstörte wieder auf, gab der Stadt eine neue Mauer und schmückte sie mit prächtigen Bauten.

Und immer mehr neigt sich nun in dem Maße, wie in Italien die Verwirrung zunimmt und die westliche Kapitale dahinstirbt, das Schwer-

gewicht des Reiches dem jungen Osten entgegen; immer näher rücken auch für das Christentum folgenschwere Entscheidungen.

Einer der bedeutungsvollsten Wendepunkte in der Geschichte der Völker steht vor der Tür. Das Römertum beginnt seinen Todeskampf; ein neuer Geist und neue Lebensformen beginnen am Horizont der Kulturen emporzudämmern.

Noch verwaltete der „christliche" Konstantin den Westen, sein christenverfolgender Schwager Licinius den Osten des Reiches. Daß der Friede zwischen beiden nicht lange dauern würde, war bei den verworrenen Verhältnissen der damaligen Zeit vorauszusehen. Von Konstantin 323 bei Chalzedon, unweit des heutigen Skutari, dicht unter den Toren von Byzanz, geschlagen, flüchtete sich Licinius in die Stadt, die nun von Konstantin wiederum eine Belagerung auszuhalten hat.

Schon im nächsten Jahre muß Byzanz dem Kaiser, der damit Alleinherrscher des Reiches wird, seine Tore öffnen. Damit beginnt eine neue Epoche der Geschichte. Konstantin macht Byzanz zu seiner Hauptstadt, und eine beinahe tausendjährige Periode des Glanzes hebt für das neue „Konstantinopel" an.

Das Christentum sieht sich zum erstenmal offiziell geduldet. Eine Laune des Schicksals will es, daß der erste große Protektor des neuen Glaubens eben jener Konstantin ist, einer Schenkwirtstochter Sohn, ein Mann von wüster Grausamkeit, der seine Gefangenen in ganzen Scharen den wilden Tieren vorwerfen ließ, der seine Gattin, seinen edlen, tapferen Sohn, seinen Neffen grausam hinrichten und seinen Schwager Licinius erhängen ließ.

Eine neue Kulturseele beginnt von Konstantinopel aus zu erwachen. Der Geist der eigentlichen Antike ist gestorben, und in Kunst und Wissenschaft, in Politik und Militärwesen, in Handel und Wandel wird Konstantinopel zum Mittelpunkt jenes neuen Geistes, der sich in der byzantinischen Kultur ausprägt. Wundersam ist es, wie mannigfaltige und gar verschiedene Einflüsse sich in dieser Kultur treffen. Und bisweilen hält es schwer, unter den antiken, hellenistischen und orientalischen Beeinflussungen ihre eigentliche Seele wiederzufinden.

Nach einer neuen Glanzzeit vom neunten bis elften Jahrhundert beginnt um die Jahrtausendwende der Verfall. Wieder sieht sich Konstantinopel rings von Feinden bedroht. Seldschuken, Normannen, Venedig und Genua und die Horden der Kreuzzüge bedrängen die

Stadt. Von neuem bereiten sich wechselvolle Geschicke für Konstantinopel vor. 1204 wird es von den barbarischen Kreuzrittern geplündert und verwüstet. In der Folgezeit beginnt die Türkengefahr für die Stadt am Goldenen Horn akut zu werden. Die Osmanen dringen von Kleinasien nach Europa vor; ihre Sultane residieren seit 1365 in Adrianopel. Mehemed el Fatik, „der Eroberer", erstürmt 1453 nach nur zweimonatiger Belagerung die Stadt, deren Verteidigung dem letzten Kaiser, Konstantin XI., das Leben kostet.

Der türkische Halbmond steigt über Konstantinopel auf; und wieder beginnt eine ganz neue Ära für die schicksalsreiche Stadt. Neue Tage des Glanzes und der Pracht heben für die Hauptstadt am Bosporus an, als im 16. Jahrhundert unter Suleiman das Türkische Reich seine höchste Blüte erlebt.

Aber nur allzubald folgt, wie immer in der Welt, auf die Zeit des Glückes der Niedergang. Nach den blutigen Niederlagen der Türken bei Salankemen und Zentha an der Theiß beginnt 1699 mit dem Karlowitzer Frieden der osmanische Stern zu sinken. Und das 19. Jahrhundert ist wiederum erfüllt von begehrlichen Blicken — nicht zum mindesten auch des großen Korsen —, die sich auf die Stadt am Bosporus richten.

Währenddessen geht die moderne Zeit mit ihren technischen Einrichtungen und Errungenschaften nicht spurlos an Konstantinopel vorüber, ohne freilich — bis in die allerletzte Zeit hinein — der „Pforte der Glückseligkeit" ihren spezifisch türkischen Charakter nehmen zu können.

Dies blieb erst den Jahren nach dem Weltkrieg vorbehalten. Trotz aller uralten historischen Erinnerungsmäler, trotz der Kuppeln und Minarette der Moscheen will die vergangenheitsreiche Konstantinstadt nun mehr und mehr das physiognomielose Gepräge der internationalen westländisch-zivilisierten Weltstadt annehmen.

Der Weltkrieg mit seinen Folgen brachte der Stadt am Bosporus auch die Entkleidung von ihrer Eigenschaft als Kapitale. Wenngleich die Bosporusstadt hierdurch beträchtlich an Bedeutung verloren hat, so ist ihr Lebenswille doch zu stark, als daß die Gefahr bestände, sie möchte allmählich in Dornröschenschlummer versinken. Und: daß die bewegte Geschichte Konstantinopels nun zu Ende sei, wird wohl nur harmlosen Gemütern einleuchten. Man darf sich in diesem Zusammenhang der zulkunftsschwangeren Worte Tschitscherins erinnern, daß

für ein wiedererstarktes Rußland das Meerengenstatut von Lausanne eine Unannehmbarkeit bedeute.

Der Umzug der osmanischen Metropole von Europa nach Asien ist zweifellos als ein Akt von kaum geringerer symbolischer Bedeutung aufzufassen als die Verlegung der russischen Hauptstadt von Petersburg nach Moskau. Im letzten Grunde kommt in beiden Verlegungen ein Sichbesinnen auf die Seele des Volkes, auf den Urgrund des eigenen Ichs, wie es gegenwärtig bei so vielen Völkern der Erde bemerkbar wird,

Ein Mitglied der „Heulenden Derwische"

zum Ausdruck. Mit der Wiedereinsetzung des alten Moskau als Metropole hat sich Rußland in bewußten Gegensatz zu der gewaltsamen Europäisierungspolitik Peters des Großen gestellt, hat sie zurückgenommen, wie es auch seitdem sein Schwergewicht nach Asien zentriert hat.

Auch die Türkei hat sich recht eigentlich wieder auf Asien zurückgezogen — in bewußtem Gegensatz vielleicht zum westlichen Europa. Aber sie konnte es sich nicht leisten, die europäische Zivilisation nicht mitzumachen. Um von Europa unabhängig zu werden, mußte sie sich vielmehr — wie vor ihr Japan — in scheinbarem Paradox zunächst die Errungenschaften des Abendlandes zu eigen machen.

Seltsam und nicht restlos erfreulich mutet es an, mit welcher rapiden Geschwindigkeit der allgemeine abendländisch-zivilisatorische Gleichmache-Prozeß im Konstantinopel von heute um sich greift. Von den farbenfrohen Pluderhosen, dem kleidsamem, kurzen Türkenjäckchen und dem buntgestickten Gürtel überhaupt zu schweigen, ist nun auch der traditionelle rote Fes, der dem türkischen Straßenbilde von ehedem ein so farbenfrohes Gepräge verlieh, so gut wie verschwunden. Auf seine tadellose Instandhaltung pflegte der Muselman vergangener Tage solche Sorgfalt zu verwenden, daß sich im alten Stambul beinahe an jeder Straßenecke eine jener drolligen, offenen Fes-Bügelanstalten befand. Heute ist allen amtlichen Personen das Tragen des Fes aufs strengste verboten, und auch der private Zeitgenosse hütet sich zu allermeist, dadurch, daß er der alten Kopfbedeckung die Treue bewahrt, das Mißfallen der hohen Obrigkeit auf sich zu lenken. Ist es doch mehr als einmal vorgekommen, daß Leuten, die sich nicht entschließen konnten, den ungewohnten Hut aufzusetzen, der Fes vom Kopfe geschlagen wurde. Und Kinder, die mit dem Fes in die Schule kommen, werden überhaupt gar nicht erst aufgenommen. Dabei wissen die Türken mit ihrer neuen „modernen" Kopfbedeckung noch gar nicht recht umzugehen. Besonders beim Grüßen und vornehmlich auch beim Beten, bei dem die muselmanische Sitte ein Berühren des Bodens mit bedecktem Haupt verlangt, macht sich das bemerkbar.

Daß auch auf die türkische Frau die moderne Frauenbewegung des Okzidents nicht ohne Einfluß bleiben konnte, war vorauszusehen. So denkt die Osmanin von heute gar nicht mehr daran, ihr Antlitz verschleiert zu tragen. Sie läßt sich, wie ihre westlichen Schwestern, das

Haar abschneiden, kämpft für restlose Gleichberechtigung mit dem Manne und studiert Medizin, Jura, Nationalökonomie und was weiß ich mehr. Welche Ungeheuerlichkeit das noch vor wenigen Jahren nach den damaligen muselmanischen Sitten bedeutet hätte, wird wohl nur ermessen können, wer vor dem Kriege die Türkei besucht hat. Mit leidenschaftlichem Eifer streitet die Türkin von heute auch für die Abschaffung der Mehrehe. Aber sie hat die völlige Aufhebung der Polygamie bis heute nicht durchzusetzen vermocht. Nur das Zugeständnis hat sie erreicht, daß sich die Braut vom Bräutigam beim Abschluß der Ehe das Versprechen geben lassen kann, er werde während ihres Zusammenlebens keine weitere eheliche Verbindung eingehen. Die Nichtinnehaltung dieses Versprechens ist ein hinreichender Grund zur Scheidung.

Auch im übrigen hat sich die Türkin beeilt, Mentalität und Benehmen der Westländerin anzunehmen. Als Ausdruck des letzten Restes jenes eigenartigen Schamgefühls, das der Muselmanin ganz besonders die Haare zu zeigen verbietet, trägt sie die kurzgeschnittene Frisur in einen rudimentären, durchsichtigen Seidenschleier gehüllt. Alle diese Erscheinungen sind letzten Endes wohl nur eine Weiterentwicklung von Zuständen, die sich bereits während des Weltkrieges anzubahnen begannen. Denn schon 1916 konnte man in den Straßen von Konstantinopel die Beobachtung machen, daß die Schleier der türkischen Damen zusehends durchsichtiger wurden — und dies ganz besonders bei den schönen Frauen! Der Krieg hat, wie er überall das Rad des Geschehens beflügelte, so auch hier die Entwicklung gewaltig beschleunigt. Heute ist, wie es auch Hollweg auffiel, „die Zahl der Gläubigen und Betenden in Konstantinopel auffallend gering und die Zahl der tanzenden Türkinnen sehr groß geworden".

Daß den angestrengten Modernisierungs- und Sanierungsbestrebungen gerade an den alten Stätten der Konstantinstadt manch malerischer Winkel zum Opfer fallen würde, war zu erwarten. So ist neben anderem auch unter den am Bosporus gelegenen Häuserzeilen sehr heftig aufgeräumt worden. Das Neue, das an die Stelle des Alten gesetzt wird, zeigt mit unerfreulicher Überzeugungskraft, daß kantige Zweckmäßigkeit und pittoreske Schönheit leider nicht immer Hand in Hand gehen. Und dies ist wohl auch der Grund, weshalb das Wort: Konstantinopel sei von der See aus gesehen schöner als in seinem Straßenbilde selbst,

heute vielleicht noch mehr zutrifft als ehedem. Denn die gewaltsame Hast, mit der die Türkei gegenwärtig am Werke ist, sich zu „modernisieren", schafft, wie es nicht anders sein kann, manches Zerrbild. Schafft auch manches wehmütige Empfinden darüber, daß die Welt unter dem rasenden Siegeslauf der alles gleichmachenden westländischen Zivilisation einen ihrer Reize nach dem anderen einbüßt.

Auch die Tage des Zaubers, mit dem der Orient uns anweht, des Mysteriums, das um minarettgeschmückte Moscheen und geheimnis-

Arabischer Bettler in der Umgebung von Konstantinopel

voll vergitterte Haremspforten, um marmorschimmernde Paläste inmitten düsterer Zypressenhaine und leise plätschernde Brunnen auf arkadenumfriedeten Gebetshöfen weht, sind gezählt. Noch ruft, wie der letzte Gruß eines dahinscheidenden Zeitalters, vom Söller des Minaretts herab der Muezzin mit singender Stimme die Gläubigen zum Gebet; noch flattern die Tauben auf dem Säulenhof der Bajesid-Moschee. Aber die neue Zeit marschiert mit dröhnendem Schritt; und über ein kurzes, so werden wir den Märchenzauber des Orients nur noch aus „Tausend und eine Nacht" kennen.

Hut ab vor den Männern, die in zäher Entschlossenheit nicht eher ruhten, als bis das Diktat von Sèvres zum Vertrage von Lausanne geworden war! Hut ab auch vor dem Volke, das lieber untergehen als sich in schmachvolle Knechtschaft begeben wollte! Aber war jenen heroischen Naturen nicht auch die Einsicht beschieden, daß der Geist nur im Besonderen lebt, daß nur in der Besonderheit ihrer völkischen Eigenart eine Nation ihr Tiefstes zum Ausdruck zu bringen vermag?

Aber wer denkt heute daran? Mustapha Kemal, der „Mann mit der eisernen Faust", will, daß die Türkei europäisiert, das heißt verwestlicht werde; und diesem eisernen Willen weichen alle Rücksichten auf Tradition, Pietät und Ästhetik.

Wunderbar, welche uneingeschränkte Macht dieser Mann besitzt, wie sein zielbewußter Wille und die Energie seiner Persönlichkeit das Land nicht nur vor dem Zerfall bewahrten, sondern ihm eine geschlossene, in sich gefestigte und entwicklungsfähige Struktur gegeben haben. Was dabei am meisten erstaunt, ist die Tatsache, wie wenig Wert mehr dem Mohammedanismus — auch als nationalem Bindemittel und politischem Faktor im Sinne einer panislamitischen Verwertung — beigelegt wird. Heute ist in der Türkei der Islam in Recht, Verwaltung und Politik ausgeschaltet.

Mit der Energie, aber auch mit der Rücksichtslosigkeit eines Peters des Großen europäisiert der „neue Prophet der Türkei" sein Land. Das Kalifat ist abgeschafft, die Geistlichkeit ihres weltlichen Besitzes enthoben, die Tekkes (Klöster) und Türben (Sultansgräber) geschlossen, der europäische Kalender eingeführt, der westländische Hut zwangsweise an die Stelle des alten Fes getreten, das Militär nach europäischem Schnitt uniformiert.

Man fragt sich erstaunt, wie es möglich ist, daß sich ein Mann in

seinem Wirken plötzlich aller Traditionen entäußern darf; und nur die vergleichende Geschichtsbetrachtung vermag uns einigen Aufschluß über solche zunächst erstaunliche Erscheinung zu geben.

Spengler hat zum erstenmal klar den Satz formuliert, daß in der Spätzeit der Kulturen, wenn sie den Höhepunkt ihrer Entwicklung überschritten haben und zur Zivilisation geworden sind, mit immer wiederkehrender Gesetzmäßigkeit den Völkern Führer von diktatorischer Gewalt erstehen, eiserne Gehirnmenschen, die nicht mehr durch tiefinnere, wurzelhafte Bande des Blutes als Diener des Staates mit diesem verwachsen sind, sondern, mit dem unbeugsamen Willen zur Macht begabt, nur territoriale und finanzielle Erfolge ihrer Politik kennen. Männer, die nicht mehr mit Traditionen, sondern nur noch mit Kräften rechnen. Gerade Konstantinopel selbst weist hinreichend Beispiele für solche Erscheinungen in seiner eigenen Vergangenheit auf; die Ausgangszeit des römischen Imperiums ist voll davon.

Wunderbar ist es, in welchem Maße auch unsere Zeit wieder den Worten Spenglers recht gibt. Immer mehr Gestalten treten auf die Bühne des Geschehens, die — ohne ihrem Lande durch innere dynastische Traditionen verbunden zu sein — mit der ungehemmten Macht von Diktatoren regieren und in allen Dingen die Entscheidung kraft ihrer Persönlichkeit in eiserner Faust halten.

Mussolini in Italien, der verstorbene Lenin in Rußland, Mustapha Kemal in der Türkei: sie alle sind im letzten Grunde Parallelgestalten. Und in immer mehr Staaten treten Männer — wenn auch nicht gleichen Formates — so doch gleichen Schlages auf den Plan.

Ein Blick auf die Geschichte der großen Kulturen überzeugt uns, daß wir über das Erscheinen dieser diktatorischen Figuren nicht einmal zu erstaunen brauchen. Auch ihr Auftreten bestätigt ja nur von neuem das alte Goethewort, „daß nichts entspringt, als was schon angekündigt ist".

KRISEN IM REICH DER MITTE

Eindringlicher als je zuvor haben die Ereignisse der neueren Zeit im Reich der Mitte auch den Fernstehenden vor Augen geführt, daß die Zeiten vorüber sind, in denen man in China ein auszubeutendes Kolonialgebiet sehen zu können glaubte; ein Land, das, politisch entwürdigt und gedemütigt, den fremden Nationen zum Tummelplatz ihrer Spekulationen, zum „hunting ground of enlightened selfinterest" dienen und dessen Bewohner auch noch obendrein den fremden Eindringlingen bei der Ausbeutung des Landes Sklavendienste leisten sollten. Daß das Reich der Mitte zur Zeit der zunehmenden Verwestlichung des Landes schwere Krisen durchzumachen haben würde, haben alle Kenner Chinas vorausgesagt. Die ganzen inneren Wirren der letzten Zeit, die den nationalen Radikalismus und damit die Abneigung gegen die Fremden immer mehr

Straße der Schreibkünstler in der Eingeborenenstadt von Shanghai

verstärkt haben, sind letzten Endes nur ein Ausdruck hierfür; und auch in der Gegenwart wieder erleben wir eine solche Krise, die, unbeschadet dessen, ob sie früher oder später wieder abebben oder gar erst zum Auftakt einer weitgehenden Kuränderung im Reich der Mitte werden wird, doch zum mindesten als Flammenzeichen kommender Gewitter zu denken geben sollte.

Von jeher ist der Chinese alles andere als fremdenfreundlich gewesen. Einmal ist die gesamte Mentalität des Ostasiaten so himmelweit von der des Westländers verschieden, daß ein reibungsloses Angleichen an und für sich schon ausgeschlossen scheint. Und zum anderen haben die Fremden in China ihrerseits ein gut Teil dazu beigetragen, daß sie sich nicht eben großer Beliebtheit erfreuen. Nie werde ich ein Erlebnis in Shanghai vergessen, das einen tiefen Eindruck auf mich machte und schon damals die Ahnung kommender Ereignisse in mir aufdämmern ließ. Mit Staunen sah ich ein paar Jahr nach dem Kriege, wie ein schottischer Soldat in der Straßenbahn einen gut gekleideten Chinesen von augenscheinlich vornehmer Herkunft, der ihm in dem starken Gedränge nicht sogleich Platz zu machen vermochte, in der rohesten Weise anrempelte, mit Schlägen traktierte und schließlich von der Bahn hinunterwarf. Schon damals konnte ich mich nicht genug darüber wundern, mit welch stoischem Gleichmut der Chinese dieser Flegelei, auf die er nur mit einem kaum merklichen Lächeln antwortete, begegnete; konnte nicht verstehen, wie überhaupt die Söhne des Himmels die Fremdherrschaft im eigenen Lande — denn etwas anderes ist es doch nicht — ertrugen.

Uns in der gegenwärtigen Ära lebenden Deutschen hat bis vor einigen Jahren so recht der Begriff dessen gefehlt, was eigentlich Fremdherrschaft im eigenen Lande bedeutet. Heute haben wir besseres Verständnis für dieses furchtbare Wort.

Und das, was wir seit ein paar Jahren ertragen, trägt China seit mehr als einem halben Jahrhundert! Um nur ein Beispiel anzuführen: in manchen chinesischen Hafenstädten, in denen offizielle Fremdenkolonien mit eigener Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Polizei usw. existieren, gibt es Straßen, in denen es den Chinesen verboten ist, auf dem Bürgersteig zu gehen. In anderen ist das Betreten gewisser Anlagen, Promenaden und Parks den eigenen Landeskindern überhaupt untersagt! Wie alle solche Maßnahmen die Psyche des Chinesen beeinflussen müssen, das

P'ai Lou und Marmorbrücke (Pei Hai)

wird wohl nur ermessen können, wer selbst in Ostasien gewesen ist und mit Chinesen darüber gesprochen hat.

So ist die fremdenfeindliche Tendenz in China im Laufe der letzten Jahre immer größer geworden. Und auch die Kulis von heute sind nicht mehr die alten, willigen, mit einem wahrhaften Spottlohn zufriedenen Lasttiere und Sklaven, wie die sich häufenden Streiks und Demonstrationen der jüngsten Zeit zur Genüge bewiesen haben. Schon 1922 erzählte man mir in Kanton, daß eine europäische Dame, die ihrem Kuli bei der Arbeit ein „Schnell, schnell!" zurief, die seelenruhige „Pidgeon"-Antwort bekam: „Mancher macht es schnell, mancher macht

es langsam; ich mache es langsam!" — ein Geschehnis, das vor dem Kriege eine Ungeheuerlichkeit gewesen wäre.

Bei der großen Skepsis des Chinesen allen Ausländern gegenüber berührte uns schon damals auf der ersten deutschen Ostasienfahrt nach dem Kriege um so angenehmer die aufrichtige und herzliche Art, mit der uns die Chinesen nach achtjähriger Abwesenheit wieder in ihrem Lande willkommen hießen. Beweist uns doch die unbegrenzte Hochachtung und Anerkennung, mit der sie von deutscher Art und deutschem Wesen sprachen, daß der Deutsche trotz aller Anfeindungen seitens der Entente in China sein „Gesicht" durch den Krieg durchaus nicht verloren hat.

Ob sich die Chinesen nun wirklich über unser Wiederkommen gefreut haben: wer vermag das zu sagen! Gemischte Gefühle werden es wohl überhaupt immer sein, mit denen sie Fremde in ihr Land kommen sehen, denn — eines soll man sich nicht verhehlen: im Grunde des Herzens bleibt für jeden echten Sohn des Himmels der Nichtchinese immer mehr oder weniger — Barbar.

Und diese Voreingenommenheit kann man dem Chinesen von seinem Standpunkt aus gar nicht einmal so sehr verargen. Denn abgesehen davon, daß das Ansehen des weißen Mannes durch die Verhetzungen während des Krieges noch mehr gelitten hat, ist schon von vornherein gar zu verschieden, was der Chinese und der Abendländer unter den Begriffen „Kultur" und „Fortschritt" verstehen. Der gebildete Chinese alten Stils lächelt darüber, wenn wir die zunehmende Vervollkommnung der Verkehrsmaschinen zu Lande, zu Wasser, in der Luft, der Kriegsapparatur, der industriellen Fabrikationseinrichtungen und alle die sonstigen Errungenschaften unseres „Zeitalters der Technik" als wirklichen Fortschritt betrachten. Den für den Konfuzianer drückt sich die Kultur eines Volkes nicht durch materielle Überlegenheit aus — eine Anschauung, die ja auch bei uns bis vor nicht allzu langer Zeit ihre Anhänger hatte. Für den konfuzianisch eingestellten Sohn des Himmels beruht wahre Kultur vielmehr auf inneren Werten: auf sittlichen und ästhetischen Eigenschaften, wie sie in der Harmonie des Innenlebens einerseits und dem ausgeprägten Sinn für die Form andererseits zum Ausdruck kommen. Die Prinzipien der Sittlichkeit und der Natur bilden ihm ein untrennbares Ganzes; und gerade auch diese Weltanschauung mag dazu beitragen, daß er der modernen Zivilisation des Westens mit

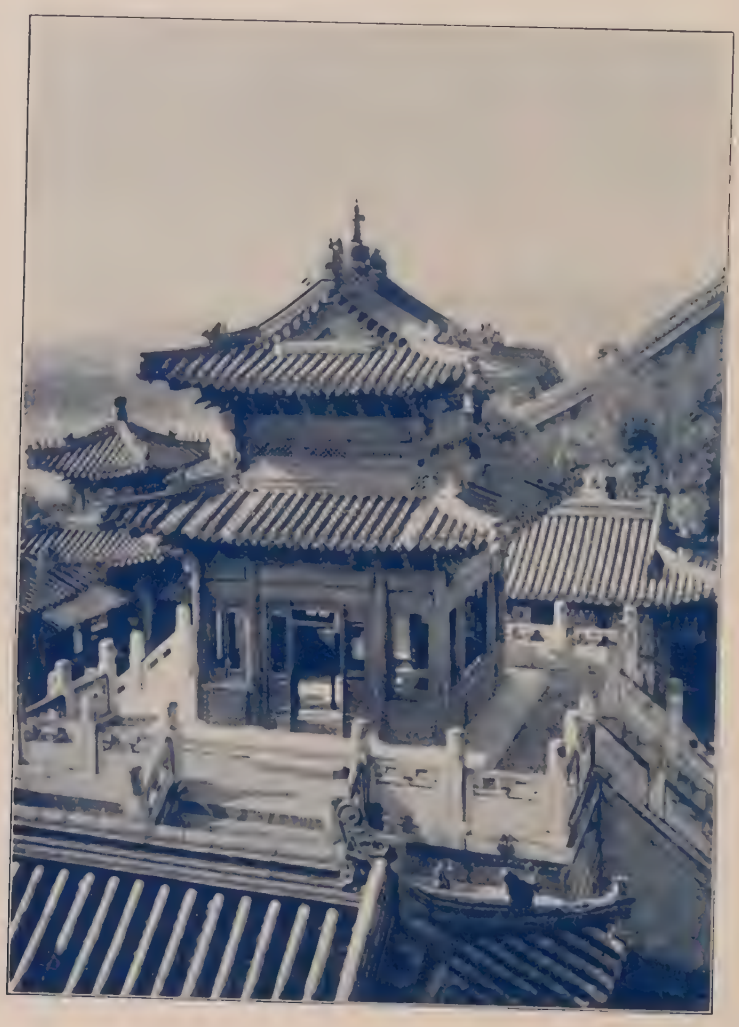
Ein Laden in Peking

all ihrer Unnatur so fremd und innerlich ablehnend gegenübersteht. Für ihn muß ein jeder, der Natur gemäß, den Grundsätzen der Moral gehorchen; der Sinn der Welt läßt nichts anderes zu.

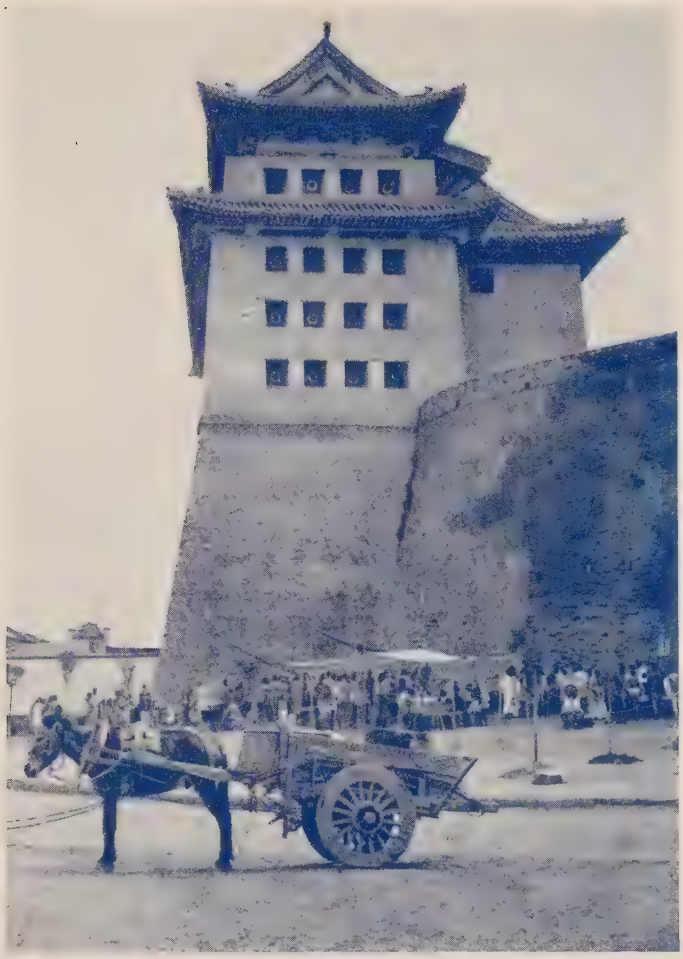
In diesem Zusammenhang ist es von hohem Interesse, einen gründlichen chinesischen Kenner des westländischen Geisteslebens über den wirklichen Wert der heutigen Kultur des Abendlandes sprechen zu hören. „Der europäische Liberalismus des 18. Jahrhunderts", sagt Ku-Hung-Ming[1], „hatte Kultur, der Liberalismus von heute hat seine

[1] „Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen"; bei E. Diederichs, Jena.

Kultur verloren. Der Liberalismus der Vergangenheut las Bücher und verstand Ideen, der moderne Liberalismus liest höchstens Zeitungen und benutzt die großen liberalen Phrasen der Vergangenheit als Schlagwort für seine selbstischen Interessen. Der Liberalismus des 18. Jahrhunderts focht für Recht und Gerechtigkeit, der Pseudoliberalismus von heute ficht für Recht und Handelsprivilegien. Der Liberalismus der Vergangenheit kämpfte für die Sache der Menschheit, der Pseudoliberalismus von heute sucht die investierten Interessen von Kapitalisten und Finanzleuten zu fördern."



Bronzepavillon im Sommerpalast zu Peking



An der Stadtmauer in Peking. Eines der befestigten Stadttore

Für das Verständnis der Einstellung des Chinesen gegenüber der abendländischen Zivilisation sind diese Worte Ku-Hung-Mings über die „Dreadnought-Kultur" der Gegenwart, wie er sie nennt, außerordentlich bezeichnend. Und schon in dieser Bezeichnung kommt deutlich genug zum Ausdruck, wie wenig Sinn die Söhne des Himmels — als von Hause aus friedliebendes Volk — für imperialistische und koloniale Bestrebungen haben. Nun wird man auch verstehen, wieso die gegenwärtige Bewegung, zumal unter dem schürenden Einfluß des benachbarten Sowjet-Rußlands, hier und da ein kommunistisches Aussehen annehmen konnte. Indessen: nichts wäre falscher als der Versuch, die chinesische Krise mit den in den letzten Jahren so häufigen kommunisti-

schen Unruhen westlicher Länder auf eine Stufe stellen zu wollen; denn letzten Endes kommt doch auch in der gegenwärtigen Erhebung in China wieder nur der abgrundtiefe Gegensatz der chinesischen Psyche zu der des Westländers zum Ausdruck: die Auflehnung eines ganzen, riesenhaften Volkes gegen eine Wesensart, die seiner inneren Einstellung nicht entspricht; das beginnende Besinnen dieses Völkerkomplexes auf sich selbst, und im Zusammenhang damit — wie F. W. Mohr bemerkt — das Bestreben, „den stärksten Mann, den Tüchtigsten an die Spitze zu bringen, damit er, vom ganzen Volke anerkannt, wieder die starke Zentralgewalt aufrichtet, die vom ganzen Volk ersehnt wird, die allein China wieder Ruhe und Frieden geben kann". —

Eines freilich soll man sich nicht verhehlen: manche Züge in der Theorie des Bolschewismus finden in der chinesischen Denkweise Resonanz; und darauf nicht zum mindesten beruht es wohl, daß die gewaltige Propaganda Sowjet-Rußlands in China bisweilen auf fruchtbaren Boden zu fallen scheint. Denn wenn auch kommunistische Ideen dem Chinesen mit seinem ausgeprägten Autoritätenglauben von Hause aus fern liegen, so kommt andererseits doch die Geringschätzung des Besitzes, wie sie der theoretische Bolschewismus so geschickt und mit so hochtönenden Worten in seiner Propaganda betont, dem chinesischen Denken einen guten Schritt entgegen. Aus den oben zitierten Worten Ku-Hung-Mings geht das mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit hervor. Und auch in der geringen Betonung des Individuellen überhaupt, wie sie schon Schrift und Sprache des Fernen Ostens lehren, scheinen die bolschewistische und die ostasiatische Psyche miteinander verwandt.

* * *

So spricht gar manches dafür, daß sich bedeutsame Dinge im Fernen Osten vorbereiten. Immer wieder erleben wir es, daß in dem riesigen Lande mit seinen unerhörten Möglichkeiten die unglaublichsten Überraschungen denkbar sind; daß sich hier von heute auf morgen die Verhältnisse der Kräfteverteilung und die gesamte Lage überhaupt grundlegend ändern, ja in das Gegenteil verkehren können. Dinge, die um so erstaunlicher sind, wenn man den sprichwörtlichen Konservativismus des Chinesen in den Kreis der Betrachtung zieht. Hängt es doch mit der ganzen geschichtlichen Entwicklung des gewaltigen Reiches der Mitte und mit der herrschenden Sittenlehre des Chinesen, wie sie Konfuzius

Dschunke auf dem Min-Fluß

begründete, aufs engste zusammen, daß der Sohn des Himmels — ganz im Gegensatz zum „fortschrittlichen" Westen — wie kaum ein anderes Volk starr und unbeugsam am Alten und Althergebrachten hängt. Das Heiligste, was der Chinese hat: sein Ahnenkult, ist ein beredter äußerer Ausdruck für diese „Kultur der Ideale der Vergangenheit".

Und diese Grundeigenschaft der chinesischen Psyche, die ihn allen Neuerungen, auf welchem Gebiet auch immer, so außerordentlich schwer zugänglich macht, vermag überhaupt als Schlüssel zu vielen Eigentümlichkeiten in der Denkart des Himmelssohnes zu dienen. Sie erklärt auch die besonders starke Abneigung gegen Japan und die Verachtung für dieses Volk, welches — dereinst in seiner Kultur aus dem chinesischen

Fliegende Straßen-Bäckerei

hervorgegangen — nun der fremden Zivilisation Tür und Tor geöffnet hat, alle Neuerungen aus dem Westen begierig aufnimmt, mitmacht und wohl gar noch zu überbieten sucht; und vollends seit dem sogenannten „Erniedrigungstage" im Jahre 1915, an dem Japan die berüchtigten 21 Forderungen an China stellte, deren Annahme das gewaltige Reich der Mitte zum Vasallenstaat Japans herabgewürdigt hätte, gilt das Inselreich als der ausgemachte Erbfeind Chinas. Sie erklärt auch die tiefe Abneigung gegen die Maschinen, Verkehrsmittel und Kriegsapparate des Abendlandes, gegen die moderne Industrie und Technik und gegen die utilitaristischen und kapitalistischen Einrichtungen der westlichen Zivilisation, die ausschließlich dem materiellen Fortschritt, dem Nutzen und der äußeren Vervollkommnung dienen.

Gerade in der Abneigung gegen die Maschine, als ein typisches Attribut der westlichen Zivilisation, kommt ein Tiefes der ostländischen Psyche zum Ausdruck; ein Empfinden, das nicht auf das Reich der Mitte beschränkt ist, sondern z. B. auch in Indien die Massen des Volkes erfüllt. Ist es doch noch nicht lange her, daß Mahatma Ghandi seinem Volke den Segen der Hausarbeit predigte, die den Inder unabhängig von europäischen Maschinen machen sollte.

Auch in China ist die Hausindustrie heute noch in hoher Blüte, wie jeder Gang durch die engen Gassen einer Chinesenstadt lehrt. Freigebig gestatten die nach der Straße zu offenen Läden den Einblick in die chinesische Kleinkunst und Kleinindustrie; und was man hier zu sehen bekommt, erfüllt den Fremdling, der den Wert der Heimarbeit nicht mehr kennt und nur noch von Massenfabrikation weiß, mit Staunen und Bewunderung. Mit welcher Liebe und Hingabe wird hier geschafft! Und wie sehr ist jeder dieser Handwerker ein wahrer Künstler in seinem Fach! Soviel man auch immer gelesen hat über die Erstarrung der chinesischen Kultur, über den unverständlichen und unüberwindlichen Konservativismus in der Industrie: hier vermag man wohl konservativ zu sein; denn diese Hausindustrie mit ihren minuziösen Instrumenten und Handmaschinchen scheint in der Tat einer Vervollkommnung kaum noch fähig.

Der Meister sitzt an der Arbeit, und um ihn herum seine Gehilfen, die sich aus den Söhnen, Brüdern, Vettern oder sonstigen Verwandten seiner Familie rekrutieren. Weitere Gehilfen stellt er nicht ein; mehr als er mit seinen Familienangehörigen schaffen kann, liefert er eben nicht. Aber

er ist darum nicht weniger glücklich. Er hastet und jagt nicht im ewigen Streben nach höherem Verdienst, und sicherlich kommt er so gewisser zum wahren Genuß seines Lebens als der ewig rastlose Abendländer. Wenn er nach des Tages Last und Hitze seinen Spaziergang macht, sein Singvögelchen in zierlichem Käfig mit sich führend, und wenn er seine anspruchslose Kost hat, so ist ihm Genüge getan. In diesem Hinblick ist es nicht zuviel behauptet, daß selbst der kleine Mann in China mit seiner wahrhaft beglückenden inneren Zufriedenheit weit über dem zermürbenden Getriebe des fieberhaften abendländischen Erwerbsleben steht, das doch fast ausschließlich äußerliche, materielle Ziele kennt.

Ein ausgeprägter Familien- und Sippensinn, ein hochgradiger Konservativismus, ein starres Festhalten an uralten äußeren Lebensformen,

Sühne-Opfer im Tien-Chu-Tempel, Hankau

dabei sprichwörtliche Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit: das sind hervorstechende Charaktereigenschaften des Himmelssohnes. Und wir verstehen nun auch, daß die Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit des Chinesen nicht etwa, wie es bei oberflächlicher Betrachtung erscheinen möchte, als Ausfluß einer gewissen Indolenz gewertet werden dürfen, sondern daß sie auf dem inneren, psychologischen Grunde basieren, daß der Sohn des Himmels für weitgehenden materiellen Fortschritt über den gewohnten Rahmen hinaus nur geringes Interesse hat. Er ist nicht spekulativ veranlagt, und seine Wünsche und Hoffnungen bewegen sich in wohl erreichbaren Bahnen. Und das wird — sollte sich nicht die ganze Denkart des Chinesen umkehren — immer einer der Hauptwiderstände bleiben, denen eine Industrialisierung Chinas mit ihrem schranken- und uferlosen Streben nach Erfolg begegnen wird.

Mit den genannten Moralbegriffen des Konfuzianers, die ihn das Glück des Menschen mehr nach innen als nach außen verlegen lassen, hängt es zusammen, daß der Chinese bis vor gar nicht langer Zeit als der ehrlichste und zuverlässigste Kaufmann von der Welt galt. Es bedurfte nicht einmal irgendwelcher schriftlicher Abmachungen; das gegebene Wort des chinesischen Kaufmanns war sicherer als alle geschriebenen Verträge. Erst der Einfluß der europäisch-amerikanischen Kultur hat darin einen Wandel geschafft. Er hat, von der Küste her vordringend, den Chinesen gar bald gezwungen, die Denkweise westlichen Geschäftsgeistes anzunehmen, und heute ist in den von der abendländischen Zivilisation berührten Randgebieten des Landes der Chinese ein genau so verschlagener Kaufmann wie seine europäischen und amerikanischen Berufsgenossen. Im Innern des Landes dagegen, das noch mehr oder weniger unberührt von dem Geiste des Westens ist, wird man auch heute noch selten über Übervorteilungsversuche und Gewinnsucht zu klagen haben. Hier hat auch heute noch die alte konfuzianische Lehre Gültigkeit behalten, daß sich in der Moral der Sinn der Welt repräsentiert, daß Natur und Sittlichkeit identisch sind, und daß somit der moralisch Lebende weiter nichts tut, als das eigene Ich, das Selbst, im Sinne des Ganzen zu verwirklichen. Wie gewaltig im übrigen die Rückwirkungen solcher psychischen Einstellungen auf die gemütliche Anlage des einzelnen sind, das wird jedem in die Augen fallen, der auch nur einmal in seinem Leben den Fernen Osten bereist hat.

Dem Chinesen ist der wenig heilsame Einfluß der abendländischen

Stille Andacht

Zivilisation nicht verborgen geblieben. Und je mehr sich das „Neue" in China breitmachte, um so mehr wuchs der innere und äußere Widerstand dagegen, die bewußte oder unbewußte Ablehnung einer Denkart, die auf ganz anderer psychologischer Basis beruht. Amerika im besonderen mußte die Erfahrung machen, daß ein so gewaltiges und so altes Kulturreich nicht im amerikanischen Tempo zu „reformieren" ist. Denn die große Zahl der chinesischen Studenten, die Amerika an seine Universitäten zog, kehrte nicht mit dem Gefühl reiner Freundschaft für die europäisch-amerikanische Zivilisation nach Hause zurück. In volltönenden Phrasen war ihnen von der Gleichberechtigung aller Nationen und Rassen erzählt, war ihnen das Selbstbestimmungs- und Selbstregierungsrecht der Völker gepredigt worden. Und was fanden sie, als sie — nun mit offenen Augen — in ihr Land zurückkehrten? In allen Teilen in der Praxis etwa gerade das Gegenteil von dem, was ihnen in der Theorie vorgeredet worden war. Sie fanden, daß ihr Land von den Ausländern zwar in der rücksichtslosesten Weise ausgebeutet wird, daß man andererseits aber gar nicht daran denkt, den gelben Mann als gleichberechtigtes Mitglied der menschlichen Gesellschaft anzusehen, sondern ihn selbstherrlich und dünkelhaft zum „farbigen" Volke zählt.

Und ebensowenig wie die Amerikaner gingen auch die Engländer daran, die Versprechungen wahr zu machen, mit denen man China in den Krieg gegen Deutschland hineingepreßt hatte. Keiner der Staaten dachte daran, seine Exterritorialität in China aufzugeben; lediglich Deutschland wurde dazu gezwungen. Indessen, über die Wirkung dieser Maßregel kann man getrennter Meinung sein. Daß der Chinese die exterritorialen ausländischen Konzessionen als Fremdkörper im eigenen Land empfindet, haben auch die Zollkonferenz und die Kundgebung der Pekinger Universitätsprofessoren wieder deutlich genug erkennen lassen. Dieses Odium, das ganz spontan den Haß ständig wach hält und weiter schürt, fällt für die China-Deutschen nun weg. Und vielleicht ist das einer der Gründe dafür, daß einerseits das Deutschtum in China in und auch noch nach dem Kriege rasch wieder emporgeblüht ist und auch in der gegenwärtigen Zeit der Haß des Himmelssohnes sich in erster Linie gegen Japaner, Amerikaner und Engländer richtet.

* * *

Wie das eifernde Wettrennen zwischen Japan und Rußland um den Preis der Beherrschung Chinas ausgehen wird, ist heute noch nicht

Straßenbild aus Hankau

abzusehen. Daß sich beide Parteien dabei des Mittels bedienen, den Haß auf Dritte zu lenken, ist nur zu offensichtlich. Rußland spielt seine Schlagworte vom imperialistischen Kapitalismus der westlichen Länder aus; und auch der Japaner Nishihara Kamezo hat in Peking ausgerufen, China vom Abendland zu „befreien", müsse auch heute noch das Ziel jedes Japaners sein. „Zusammengehen und -arbeiten mit England und Amerika gehöre zeitweise zu den technischen Mitteln der Diplomatie, aber wenn es sich um Lebensinteressen handle, d. h. in diesem Falle: wenn es sich frage, ob man mit England Druck und Gewalt über China bringen oder ob man diesem helfen solle, Wohlstand und Glück wiederzugewinnen,

dann dürfe man um der rassemäßigen, geographischen und wirtschaftlichen Beziehungen willen nicht zögern, sich auf Chinas Seite zu stellen."

Diese Worte geben zu denken. Denn so sehr in ihnen auch Japan mit dem goldenen Finger winkt und so wenig die Söhne des Himmels auch je die 21 Forderungen vergessen werden, so spricht man doch heute in Peking schon von einem weißen und einem roten Imperialismus, und es scheint, als benutze Japan die Konjunktur und mache ernstliche Anstrengungen, um mit China in ein gutes Einvernehmen zu kommen. Und wer die japanische Politik verfolgt, wird kaum annehmen, daß es sich hierbei um Erwägungen rassemäßiger Art allein handelt.

Freilich werden auch diese eine gewichtige Rolle mit spielen; denn gerade seit dem großen Kriege ist überall auf dem Erdenrund das Selbstbewußtsein und Nationalgefühl gerade auch der farbigen Völker mächtig erstarkt und mehr und mehr Mißtrauen gegen die Segnungen der westländischen Zivilisation wach geworden.

Die Schuld daran, daß die Farbigen die Achtung vor den Weißen verloren haben, trifft einzig und allein die weiße Rasse selbst. Die Entente hat schwere Schuld — Schuld, die die ganze weiße Rasse büßen muß — auf sich geladen, als sie farbige Truppen gegen Deutschland ins Feld führte, als sie die Deutschen auf der ganzen Welt so schlecht machte, daß — wäre es nach den Willen der Verbandsmächte gegangen — kein Hund mehr ein Stück Brot von einem Deutschen hätte nehmen können. Nirgends hat man es so überzeugend verfolgen können, wie verderblich in diesem Sinne die wahnsinnigen Verhetzungen Weißer gegen Weiße während des Krieges gewirkt haben, wie gerade im Reich der Mitte. Und Lennox Simpson, einer der besten Chinakenner, hat nur zu sehr recht, wenn er sagt: „Die Chinesen haben den Respekt vor der weißen Rasse verloren."

Wir können noch einen Schritt weiter gehen. Es sind nicht nur die Söhne des Himmels, denen besonders seit dem Weltkrieg die Achtung vor dem weißen Manne verlorengegangen ist. Vom nahen Orient und von Nordafrika, das die europäischen Gewehre und Kanonen doch wohl nur äußerlich „beruhigt" haben, ganz zu schweigen, wühlen in Hinterindien, auf den Sunda-Inseln und den Philippinen stille, aber um so tatkräftigere Autonomiebestrebungen. Im französischen Indochina, in Anam und Tongking wetterleuchtet es. So könnten in der Tat eines Tages die Worte von dem Erwachen der 800 Millionen Asiaten wahr werden und die Wetterwolken über Asien, die heute nur erst in neblichter Ferne am Horizont des Geschehens aufsteigen, sich zu drohendem Gewitter zusammenballen.

SONNIGE INSELN

Der schmucke, hellfarbene Woermanndampfer liegt am Petersen-Kai des Hamburger Hafens zu Abfahrt bereit. Nüchterne, graue Schuppen, die schon so manches Schiff haben kommen und gehen sehen, die schon so mancher rührsamen Abschiedsszene für Jahre und Jahrzehnte — vielleicht für immer — beigewohnt haben, blicken auch heute gleichgültig und teilnahmslos auf das gewohnte Bild der Abfahrt des Afrikadampfers.

Gepäckbeladene Autos stauen sich vor dem Eingang zum Pier. Man braucht nicht erst auf die Farbe der Kajütsmarken zu schauen, ob gelb, ob grün, ob braun: aus den Stücken selbst und ihren Besitzern erkennt der Vielgereiste mit einem Blick, in welche Dampferklasse sie gehören. Passagiere aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen, jung und alt, Männer und Frauen, von ihren Angehörigen begleitet, drängen sich auf der Laufbrücke.

Knatternd und rasselnd heben die gewaltigen Kräne die letzten Stücke der Ladung in den Dampfer hinüber. Schon kräuseln sich Rauchwolken über dem dickbauchigen Schornstein.

Schrilles Pfeifen von der Kommandobrücke. Dumpf dröhnend antwortet die Dampfsirene. Dazwischen lassen in helleren Tönen die Schleppdampfer ihren Ruf vernehmen.

Eine letzte Umarmung, ein letzter Kuß. Hurtig eilen die Passagiere, die noch am Kai standen, über die Gangway. Mit einem Ruck fliegt der schmale Steg empor; die Verbindung mit dem Lande ist abgeschnitten.

Nun ist die Trennung wirklich wahr geworden! Man sieht sich noch und ist doch einander schon unerreichbar . . .

Die Schlepper beginnen ihre Arbeit. Größer und größer wird die Entfernung zwischen Land und Schiff, und immer schwerer fällt es, in dem Häuflein der winkenden Menschen, die am Pier zurückblieben, den Freund, die Angehörigen zu erkennen.

Die Gedanken, die sich mit der Wahrwerdung unerbittlichen Abschieds empordrängen, wollen diesem die Kehle zuschnüren, jenem das Naß in die Augen treiben. Aber gleichsam, als sollten sie nun durch freundlichere Eindrücke überdeckt werden, beginnt die Deckkapelle

ihre schmetternden Weisen. Ob die Musiker ahnen, wie vielen Menschen sie mit ihren Liedern bitteren Trauermarsch blasen?...

Ist es dies, was die Abfahrt eines großen Passagierdampfers unter klingendem Spiel immer zu einem eindrucksvollen und bewegenden Ereignis gestaltet? Sind es die vielen verweinten Gesichter? Das Ungewisse der Zukunft? Die Vorahnung von schönen und großen Eindrücken, die die Reise bescheren wird?

Ich weiß es nicht...

Eines aber steht fest: jede neue Abreise nach Übersee packt immer wieder mit tiefer Bewegung alle, die ihr beiwohnen, weckt stets von neuem jenes eigenartige, unwiedergebliche Empfinden, das so bezeichnend für jene — und ausschließlich für jene — Stimmung ist. Jenes seltsame Gemisch aus Niedergedrücktheit und gehobener Stimmung, aus Abschiedstrauer und Unternehmungslust, aus Bangigkeit und vorahnender Freude...

Eben beginnen die gewaltigen Propeller am Heck die Fluten aufzuwühlen. Die Schlepper lösen sich vom Schiffe. Zwerge, die der Gigant in seinen Dienst gezwungen hatte und nun nach getaner Arbeit gnädig entläßt.

Eine Weile, und die heimatlichen Gestade sind im Nebel untergetaucht. —

Nordsee, Kanal und Golf von Biscaya meinen es gut mit uns. Nach kaum einer Woche taucht aus tiefblauem Meere Madeira, die grüne Insel. Auf der Reede von Funchal ankern wir. Unvergeßlich ist der Anblick dieses gottbegnadeten Fleckes Erde: die leuchtendweißen, rotgedeckten Häuser, dahinter die grünen Berge, davor die azurfarbene Flut!

Ein Schwarm von lebhaften braunen Menschen ergießt sich über das Schiff. Körbeweise werden Blumen und Früchte an Bord gebracht. Der Rauchsalon füllt sich mit Portugiesen, die sich an deutschem Bier und stärkeren Getränken gütlich tun und jeden einladen, der ihnen in die Arme läuft.

Rasch fliegen die Stunden auf der paradiesisch schönen Insel dahin.

In possierlichem Ochsengespann, das statt der Räder Kufen trägt und so bunt verziert ist, daß es eher zu einem Karussell zu gehören als wirklichem Verkehr zu dienen scheint, fahre ich zur Zahnradbahn, die auf den „Monte“ hinaufführt. Alle Gespanne laufen hier auf Kufen, und

Madeira. Funchal

wirklich ist das runde Kopfsteinpflaster aus Basaltgeröll durch das ständige Abschleifen so glatt geworden, daß die sonderbaren Gefährte nicht anders dahingleiten als Schlitten durch Schnee.

Erst durch Rebenpflanzungen und blühende Gärten mit der üppigen Vegetation südlicher Länder, dann durch prachtvolle Platanen- und Eichenwälder steigt die Bahn auf die Kuppe des grünen Berges, der die Stadt überragt.

Wundervoll ist der Blick von hier oben. Tief unten im Tale das malerische Funchal, mit grünen Hängen und Terrassen am „Monte" emporkletternd. Davor in blauer Unendlichkeit, von den Strahlen der Abendsonne vergoldet, das Meer. Wie ein Spielzeug liegt der Afrikadampfer in der Bucht. Boote und Barkassen gleiten gleich winzigen Insekten durch die Flut.

Ungern nur reißt sich das Auge los von dem bezaubernden Bilde. Aber die bläuliche Rauchfahne, die sich über dem Kamin des Schiffes kräuselt, gemahnt an baldige Abfahrt.

Auf einem regelrechten Rennschlitten fahre ich zu Tal. Der grauhaarige Alte, der ihn lenkt, versteht sich auf sein Handwerk nicht schlechter als der Führer eines Bobsleighs in Davos oder St. Moritz.

* * *

Sommerlich warm strahlt die Sonne vom wolkenlosen Himmel. In weiter, weiter Ferne ragt vor uns eine weiße Kuppe aus dem Meere, der Pik von Teneriffa. Wie eine zarte Wolke scheint er am Himmel zu schweben, durch breiten Dunststreif vom Horizont getrennt.

Manche Stunde noch vergeht, bis wir das nächste Ziel unserer Reise erreicht haben; ist doch der gewaltige Kegel bei der klaren Sicht auf fast hundert Seemeilen weit sichtbar.

In Santa Cruz de Tenerife gehen wir an den Pier. Ebenso zuvorkommend wie im portugiesischen Madeira werden wir auch hier im spanischen Teneriffa empfangen.

Ich halte mich nicht lange in der Stadt auf, die in allem und jedem den Charakter des Mutterlandes wiedergibt, sondern klettere in eine jener tiefeingeschnittenen Schluchten hinein, die der Umgebung von Santa Cruz ihr charakteristisches Gepräge verleihen. Mit der tropischen Vegetation, mit Agaven und riesigen Kakteen, Palmen und den absonderlichen, in den Fels hineinführenden und noch heute bewohnten

Höhlenbehausungen geleiten diese „Barrancos" den Nordländer in eine ganz neue, fremde und ungekannte Welt.

Eine prachtvolle Autofahrt bringt mich über die Wasserscheide der Insel hinüber nach der malerisch auf der Nordseite am Fuße des Piks gelegenen Bananen- und Orangen-Stadt Orotava. Kaum daß ich den Wagen verlassen habe und durch die Anlagen geschritten bin, wird mir ein zauberhafter Anblick: vor mir dehnt sich — einem einzigen Garten Eden gleich — das fruchtbare Orotavatal. Steil fällt es zum Meer ab, weithin den Blick über die See freigebend. An seinen Hängen gedeihen auf sonnigen Terrassen Palmen und Pinien, Orangen und Lianen in üppiger Fülle.

Freundliche, weißgekalkte Landhäuser blicken aus dem satten Grün dichter Bananenpflanzungen. Im Süden überragt die gewaltige Pyramide des Pik von Teneriffa das liebliche Bild, das Alexander von Humboldt als eines der schönsten der Erde bezeichnet hat.

* * *

Kaum einen Tag dauert die Dampferfahrt, die uns von Teneriffa nach der zweitgrößten Insel des Kanarischen Archipels, Gran Canaria, bringt. In Puerto de la Luz, dem Hafen von Las Palmas, landen wir, und bald umgibt uns das volkreiche und lärmende Gewimmel der typisch südspanischen Stadt. Die wuchtige, mehr als ein halbes Jahrtausend alte Kathedrale gestaltet das Bild noch charakteristischer.

Noch mehr, als es in Santa Cruz der Fall war, tritt uns hier das deutsche Element entgegen. Allerlei deutsche Geschäfte und Agenturen gibt es in der Hauptstraße. Ihre Inhaber sind weit davon entfernt, ihre Nationalität zu verbergen. Im Gegenteil: die Tatsache, daß ein Geschäft von Deutschen geführt wird, muß wohl eine Empfehlung sein; sonst würde man sicherlich nicht mit so großen Buchstaben auf den Firmenschildern angezeigt finden: „Relojería (Uhrmacherei) alemana", „Fotografía alemana" usw. Wahrnehmungen, die denjenigen, der nach dem Kriege viel im Auslande gereist ist, immerhin angenehm berühren...

Wie Teneriffa, so erfreut sich auch Las Palmas einer wundervollen Umgebung. In sausender Autofahrt geht es durch die prachtvolle Palmenstadt, durch liebliche Villenvorstädte mit tropischer Vegetation, an schwindelnden Abhängen und gewaltigen Kraterkesseln entlang, ins Gebirge hinein. In engen Kehren führt die Straße bergaufwärts; kühler

Gran Canaria. Barranco de Tejeda

wird die Temperatur, nordischer die Vegetation. Bisweilen öffnet sich in tief eingeschnittenen Schluchten bezaubernder Rückblick auf Stadt und Meer.

Im idyllischen Gebirgsort San Mateo rasten wir und erfreuen Herz und Gaumen an köstlichem kanarischen Landwein.

Dann geht es durch malerische Gebirgslandschaft auf halsbrecherischen Pfaden in den großartigen, tiefeingeschnittenen Barranco de

Töpferei in einem Höhlendorf auf Gran Canaria

Tejeda hinein. Welch ein gewaltiges Denkmal haben sich hier die Kräfte der Natur gesetzt! Angesichts des beredten und eindrucksvollen Zeugnisses der Urgewalten, die hier am Werke gewesen sind und im Laufe der Jahrtausende die abgrundtiefe Schlucht ausgewaschen haben, fühlt sich derMensch kleiner und kleiner werden. Erinnerungen an den Gran Cañon des Colorado werden wach. Und, wie es beim Anblick der Unermeßlichkeit des Meeres, der Gigantik des Hochgebirges, der Unendlichkeit des Sternenhimmels zu geschehen pflegt, so auch hier: der Mensch sieht sich im Bilde der ihn umgebenden Natur zu einem

Nichts zusammensinken, spürt erschauernd den Atem des Weltenschöpfers...

Auf dem Rückweg besuchen wir eines jener seltsamen Höhlendörfer, die auch auf Gran Canaria noch heute den Fremden an längst vergangene Zeiten gemahnen. Den primitiven Behausungen hat man nur dadurch ein wohnlicheres Aussehen gegeben, daß man die rauhen Tuffsteinwände mit Matten behängte. Ein einfaches Töpferhandwerk mit vorzeitlicher Herstellungsweise ist die Hauptbeschäftigung der anspruchslosen Höhlenbewohner. In großer Zahl werden die schmucklosen Krüge aus porösem Ton gebrannt, wie sie in heißen Gegenden zum Kühlhalten des Wassers beliebt sind. Wenn man den braunen Burschen bei ihrer Tätigkeit zusieht, wenn man die mit dem Fuß in Bewegung gesetzte Drehscheibe und das übrige einfache Handwerksgerät betrachtet, so meint man wohl, in diesen abgelegenen Tälern hätten sich bis in unsere Tage hinein die Arbeitsweisen aus den Zeiten der Menschwerdung erhalten...

An Bord zurückgekehrt, finden wir das Schiff von einem Strome von Händlern überflutet. Stickereien und Spitzen, Goldarbeiten und „garantiert echte" Importen, Kanarienvögel, Papageien und Äffchen werden zu unglaublich variablen Preisen angeboten. Mit jeder Minute, die die Abfahrt des Dampfers näher rückt, sinken sie mehr. Als der Agent und die Hafenbeamten das Schiff verlassen, sind sie schon auf etwa ein Zehntel des ursprünglich Geforderten gefallen.

Drohend brüllt die Dampfpfeife auf. Die Händler klettern das Fallreep hinunter, noch auf den Stufen sich umwendend und mit erstaunlicher Beharrlichkeit einen letzten Handelsversuch machend. Barken und Boote lösen sich vom Schiffe.

Langsam dampfen wir aus dem Hafen.

In schweigender Majestät liegt unbewegt das Meer. Mit den letzten Zirruswölkchen, die rosafarben am Firmament dahinschmolzen, ist die sanfte Brise, die tagsüber die Fluten kräuselte, zur Ruhe gegangen. Die Fittiche der Nacht haben sich über die See gebreitet, und nun ist es, als habe sich sanfter Schlummer über den Ozean gesenkt.

Am reichen Sternenhimmel südlicher Breiten schimmert in friedvollem Glanze das Wunder tropischer Sternennacht: das Andreaskreuz. Nicht so strahlend wie der Orion unserer Winternächte, nicht so weit über den Himmel greifend wie unser Großer Bär; und doch so eindrucksvoll und so eigene Empfindungen auslösend bei dem, der es vielleicht nach langer Zeit wiedersieht: das Kreuz des Südens, Symbol des Friedens.

Um uns herum dehnt sich in endloser Weite die See, schwarz wie die Nacht selbst. Bisweilen wird das einförmige Dunkel des nächtlichen Meeres unterbrochen. Wenn eine Welle auf der Oberfläche des Wassers aufschäumt, dann leuchtet ihr brechender Kamm weit durch die Nacht. Tausend winzige Flämmchen blitzen in ihr auf, um ebenso schnell, wie sie aufglommen, wieder zu verlöschen.

Meeresleuchten! —

Lautlos gleitet das Schiff durch die schwarzen Fluten. Aber dort, wo am Bug die Wogen hoch aufschäumen, dort glüht's und funkelt's, daß das Auge fast geblendet wird von soviel Glanz. Millionen und aber Millionen der phosphoreszierenden kleinen Wunderwesen verleihen der anrauschenden Bugwelle grünlich-goldigen Schein, hüllen den Schiffsleib in einen Streifen goldig glänzenden Wassers, das wunderbar gegen die tiefdunklen Fluten absticht.

Am Heck, wo der gewaltige Propeller wuchtig die Wassermassen aufwühlt, scheint die See in ein wahres Feuermeer sprühender Funken verwandelt. Hier kommen die kleinen Leuchtwesen des Meeres nicht so schnell wieder zur Ruhe: ein schimmerndes Band bezeichnet, wie der Schweif eines Kometen, weithin sichtbar die Bahn des Schiffes in der nächtlichen See. —

An die Reling gelehnt, blicke ich auf das Meer hinaus. Hauch der Unendlichkeit weht mich an beim Anblick der Milliarden und aber

Milliarden Fünkchen, die unablässig aufsprühen, eine Weile durch das Dunkel schimmern und dann wieder verlöschen.

Jedes dieser Lichtpünktchen gehört dem Leibe eines winzigen Wunderwesens, das lebt, atmet und sich fortpflanzt. Noch nicht einen Millimeter mißt sein Leib, und doch gehorcht es den ewigen und unabänderlichen Gesetzen des Lebens nicht anders als die gesamte übrige Welt der Organismen, als wir Menschen selbst.

Ob solch ein Wunderwesen denkt und eine Seele hat, ob es hofft und bangt, ob es von seiner Umgebung weiß, ob es die tausend Gefahren ahnt, die es in jedem Augenblick umlauern?...

Wie viele der zarten Leuchttierchen mögen in jeder Sekunde im Rachen hungriger Fische verschwinden, wie viele den betäubenden Nesselfäden auf Beute lauernder Hohltiere zum Opfer fallen!

Kampf, wie überall auf der Welt, so auch hier; fortwährender Krieg zwischen den belebten Wesen, in dem der Schwächere, eiserner Naturnotwendigkeit zur Folge, zugrunde gehen muß. Tausendfaches, sichtbares oder unsichtbares, geräuschvolles oder stummes Ringen um jeden Zoll Erde und Wassers, um jedes Fünkchens armseligen Lebens: das ist das grausame und unerbittliche Gesetz der Natur.

Droben am nächtlichen Himmel leuchtet in mildem Glanz das Symbol des Friedens, der Liebe. Aber auf der Erde ist nur Kampf und Krieg, nur Ringen und Streiten.

* * *

Kaum vierzehn Tage sind ins Land gegangen, seitdem wir die winterliche deutsche Heimat hinter uns ließen. Als unser Schiff den Elbstrom hinabglitt, krachten schwere Eisschollen splitternd und berstend gegen den Bug. Madeira, das immergrüne Eiland, und die Kanarischen Inseln empfingen uns mit lachendem Lenz und prangendem Blütenflor. Und nun ist in wenigen Tagen aus mildem Frühling heißer Sommer geworden.

Zwischen den Kapverdischen Inseln und Senegambien hindurch steuert das Schiff südlichen Kurs. Jeden Tag nimmt die Temperatur zu, und auch die Meeresfauna läßt erkennen, daß man sich mehr und mehr dem Äquator nähert. Leuchtend ockergelbe Tangbeete ziehen vorüber, und in ganzen Scharen gleiten die possierlichen kleinen „portugiesischen Kriegschiffe" durch die Flut: zierliche Quallen, die ein violettes Segelchen über der Wasseroberfläche aufstellen und sich so vom Winde dahintreiben lassen.

Eine Woche nach der Abfahrt von den Kanarischen Inseln hat die Temperatur tropischen Charakter angenommen. Je mehr wir uns dem Lande nähern, um Monrovia, die Hauptstadt Liberias, anzulaufen, um so mehr nimmt die feuchtigkeitsgeschwängerte Hitze zu.

Eine eigentümliche Stadt beginnt sich aus der grünen Küste herauszuschälen. Neben ansehnlichen Bauten im europäischen Stil sieht man — bis an den Meeresstrand heranreichend — die charakteristischen Negerhütten mit ihren spitzen Dächern. Überall zwischen den Wohnstätten dichtes, undurchdringliches Gewirr tropischen Urwaldes. Ein seltsames Bild: halb europäische Stadt, halb Karl-May-Szenerie.

Gemischt wie die Behausungen dieser wunderlichen „Metropole" der Negerrepublik Liberia ist auch Benehmen und Gebaren ihrer Bewohner. Halb sind es Urwaldmenschen, halb von der europäischen Zivilisation beleckte Leute.

Nicht lange, so erscheint ein Boot mit der Flagge der Negerrepublik, geführt von zehn schwarzen Ruderern in Matrosenblusen und roten Kappen; ein seltsames und ergötzliches Bild.

Die Vertreter der liberianischen Behörden — natürlich ausnahmslos Schwarze —, in eleganten weißen Tropenanzügen und Tropenhelmen, steigen an Bord. Es folgt eine außerordentlich joviale Begrüßung, ein kräftiges Händeschütteln, wobei die Gewaltigen der Republik Liberia — als Zeichen ihrer europäischen „Kultur" — Zigarren von abenteuerlichem Format zwischen den Lippen tragen und auch beim Sprechen im Vollgefühl ihrer Würde nicht aus dem Munde nehmen.

Auch im übrigen läßt das Benehmen der schwarzen Gentlemen erkennen, daß sie sich wohl bewußt sind, hier in ihrer Republik die Herren zu sein. Diejenigen, die nichts zu tun haben, machen es sich in den Deckstühlen der Ersten Klasse bequem. Daß man manchen entsetzten Blick unserer leicht und duftig gekleideten Passagierinnen sieht, denen vielleicht diese Stühle gehören, ist immerhin verzeihlich. Indessen, es wagt niemand etwas zu sagen, denn die geringste Beleidigung oder Verstimmung der recht empfindlichen schwarzen Würdenträger könnte erfahrungsgemäß unliebsame Verzögerungen in der Ein- und Ausklarierung zur Folge haben; und der Aufenthalt in diesem Glutkessel ist keine reine Freude.

Ohnehin ist die Besorgnis hinsichtlich etwaigen Abfärbens unbegründet; das Schwarz ist echt!

Unterdessen geht der Postdirektor dieses sonderbaren Staates auf dem Promenadendeck unter den Passagieren mit seinen Briefmarken hausieren. Sie sind schön und groß und bunt; jeden Monat ungefähr erscheinen neue Serien. Die Philatelisten schwelgen, und gewiß wird ständig ein Vielfaches von den Marken, die wirklich zu postalischen Zwecken benutzt werden, von den passionierten Briefmarkensammlern konsumiert. —

* * *

Fünf Tage ununterbrochener Fahrt am Äquatorgürtel in den heißen Golf von Guniea hinein! Das ist keine Kleinigkeit für den Mitteleuropäer, und jeder atmet auf, als in der Ferne der Kamerunberg und davor das grüne, waldige Fernando Po aus dem Meer auftauchen. Hat uns doch der Kapitän verheißen, daß von dort ab die Temperatur wieder erträglicher sein wird.

Auf der Rede von Santa Isabel, wo die zauberhafte Vegetation tropischen Urwaldes rings bis ans Meer herabreicht, gehen wir vor Anker. Alsbald löst sich ein Boot vom Lande, zur Hälfte mit Schwarzen und mit Weißen besetzt. Als es längseit unseres Dampfers gekommen ist, tönt uns ein lautes „Viva Alemania!" entgegen. Wie wohl uns Deutschen eine solche Begrüßung im Auslande tut, vermag nur recht zu ermessen, wer am eigenen Leibe erfahren hat, welche Saat in so manchen Ländern aus der systematischen Herabwürdigung alles Deutschen durch die ehemaligen Gegner aufgegangen ist. —

Genußreiche Tage verleben wir auf dem gottbegnadeten Eilande mit seiner märchenhaft üppigen Vegetation, betreut von der sprichwörtlichen spanischen Gastfreundschaft. Nicht wenig überrascht es uns, daß manche der Schwarzen auf der Insel ein recht gutes Deutsch sprechen. Sie haben es in besseren Zeiten im nahen Kamerun gelernt.

Wo immer wir Deutschen uns sehen lassen, werden wir von den Eingeborenen mit all den Schätzen der Insel reichlich beschenkt; bis an das Schiff bringen sie uns Bananen, Kokosnüsse, Popeias und die prachtvollen Blumen der tropischen Flora. —

Als der Dampfer unter dreimaligem Ruf der Dampfpfeife und dem Senken der Flagge die Bucht von Santa Isabel verläßt, wird vom Gouvernementsgebäude der Abschiedsgruß mit der spanischen Flagge erwidert.

* * *

Am nächsten Tage liegt schon wieder ein grünes Eiland vor uns: das portugiesische São Thomé. Fast noch üppiger ist hier die Vegetation als auf Fernando Po, städtischer der Ort. Das ganze Innere der gebirgigen Insel bedecken herrlicher, dichter Kokospalmenwald, Kaffee-, Kakao- und Bananenplantagen.

In gastfreundlicher Weise werde ich von einem der portugiesischen Plantagenbesitzer, der zum Besuch des deutschen Dampfers in die Stadt gekommen ist, zu einem Ausflug auf seine Pflanzung eingeladen. Hoch oben in die Berge hinauf bringt uns das Auto. An schwindelnden Hängen und rauschenden Wasserfällen vorüber führt der Weg, und während der ganzen Zeit entzückt der verschwenderische Reichtum tropischer Vegetation das Auge. Hin und wieder blinkt zwischen den blanken Palmenstämmen hindurch der glitzernde Spiegel des Meeres; ein wahrhaft zauberisches Bild...

Vier Tage später schon sieht uns die Hauptstadt Portugiesisch-Westafrikas, São Paolo de Loanda, in ihren Mauern. Der anmutig gelegene kleine Ort mit der schönen, breiten, palmengeschmückten Hauptstraße, der unvermeidlichen „Avenida de la liberdade", die ein ebenso unumgängliches Attribut portugiesischer Plätze ist wie die „Plaza de la constitución" der spanischen, und der hübsche Botanische Garten sind bald in Augenschein genommen. Einen viel interessanteren Einblick in afrikanisches Leben aber als alles dies gewährt der Markt, auf dem die Schwarzen — unter ihnen phantastische und abenteuerliche Gestalten — die Erzeugnisse ihres Landes feilbieten. Nicht weit davon tagt der ebenfalls von den Eingeborenen abgehaltene geräuschvolle Fischmarkt, von dem uns ein unglaubliches Stimmengewirr afrikanischer Naturlaute entgegentönt.

Einen Tag später liegt unser Schiff am Pier in Lobito-Bai, dem vortrefflich von der Natur geschützten Hafenplatz von Angola. Auch dieser Ort, der Ausgangspunkt der Lobitobahn, die weit in das fruchtbare und gesunde Hinterland von Angola hineinführt, mutet wie ein einziger Garten an. Zwischen palmenüberragten hölzernen Bungalows und hübschen steinernen Landhäusern gedeiht üppiger, bunter Blumenflor. Wundervolle Falter von nie zuvor geschauter Größe schaukeln über den Blüten.

An malerisch gelegenen Negerdörfern mit primitiven Strohhütten und Lagerfeuern vorüber bringt mich am nächsten Tage die Eisenbahn

nach Benguella. Einen seltsamen, verträumten Eindruck macht die alte Stadt. Wenn man bald durch die stillen, breiten und von üppigen Bäumen beschatteten, ungepflasterten Straßen schreitet, bald durch enge Gassen wandelt, in deren nach vorn zu offenen Häusern die Neger ihr einfaches Handwerk betreiben, glaubt man sich bisweilen um Jahrhunderte zurückversetzt...

In Mossamedes nehmen wir den letzten Aufenthalt in Portugiesisch-Westafrika. Niemand ist böse darüber, daß der Dampfer hier nur wenige Stunden verweilt; denn mit seinen nördlichen Schwestern kann sich dieser südlichste Hafen Angolas ganz und gar nicht messen. Ein paar schmucklose, steinerne Häuser; dahinter endloser, gelber Sand: die Wüste — das ist Mossamedes.

Weiter gen Süden führt der Kurs des Schiffes. Das frühere Deutsch-Südwestafrika ist unser nächstes Reiseziel.

Wie rasch doch in diesen Breiten die Temperaturen wechseln! Gestern noch, bei der Abfahrt von Mossamedes, lastete so unerträgliche Hitze über dem Meere, daß man wie gelähmt war. Und nun ist es über Nacht plötzlich so kühl geworden, daß die hellen Anzüge verschwunden sind und man nur gut eingewickelt im Liegestuhl an Deck verweilen kann. Nicht umsonst heißt der Landvorsprung zu unserer Linken Cap Frio, das kalte Kap.

Noch einen Tag, und wir sind in der Walfischbai angelangt. Von der Reede aus macht der Ort, wenn man überhaupt von einem solchen sprechen will, einen außerordentlich bescheidenen Eindruck. Ein paar recht primitive Holzhäuser am Strand, ein hoher Blechschornstein, einige Transiedereien, eine Art Bahnhof, und dahinter in der ganzen Runde Sand, Sand und nichts als Sand; Dünen, die ständig ihre Gestalt wechseln. Das ist Walfischbai. Wer zum erstenmal Südwest von dieser Seite kennenlernt, vermag seine Enttäuschung schwerlich zu verbergen.

Als das Schiff freigegeben ist, naht ein Schlepper mit zahlreichen Menschen, den Angehörigen unserer Passagiere. Vom nahen Swakopmund und von weither aus dem Innern des Landes ist man den Ankommenden nach Walfischbai entgegengereist.

Neben rührenden Wiedersehensszenen spielen sich auch manche ergötzliche Begebenheiten ab. Denn wir haben eine ganze Reihe der sogenannten „Zeitungsbräute" an Bord, die nun — das Herz gespannter Erwartungen voll — auf den Mann warten, den sie noch nie gesehen

haben. Schon während der Überfahrt haben sich die jungen Mädchen, die auf das Zeitungsinserat irgendeines heiratslustigen Südwesters hin sich das Geld für die Passage schicken ließen und mutig die Reise ins Ungewisse antraten, manchen Spaß und manche scherzhafte Vermutung über die Eigenschaften des Unbekannten gefallen lassen müssen. Jetzt stehen sie, die Photographien, die ihnen die Heiratskandidaten zugeschickt haben, in der Hand, an der Reling; und mit jedem Meter, den sich der Schlepper dem Dampfer nähert, steigert sich die Spannung.

„Das ist er!" ruft plötzlich ein blondes, blauäugiges Mädel, blickt erst auf das Konterfei in ihrer Hand und dann auf einen hochgewachsenen, sonnengebräunten Mann auf dem Vorderdeck des Schleppers.

„Bewahre, das ist doch meiner!" meint ganz entrüstet, zu der Blonden gewandt, das kleine, braunäugige Mädel aus dem Schwarzwald, aufgeregt auf ihre Photographie deutend.

Eine Weile noch dauert das Hin- und Herraten, bis dann der Augenschein einen jeden von der Richtigkeit oder Irrtümlichkeit seiner Annahme überzeugt. Daß bei dieser Art des Sichfindens gewisse Enttäuschungen hin und wieder unvermeidlich sind, ist nur zu erklärlich. Ja, es soll sogar vorkommen, daß bisweilen die ursprünglichen Dispositionen über den Haufen geworfen und neue, unvorhergesehene Arrangements getroffen werden.

Abends aber sieht man die Neuvermählten meist schon friedlich Arm in Arm in den Straßen von Swakopmund einherwandeln. Und je länger man über diese wunderliche Art des Sichfindens nachdenkt, desto mehr kommt man zu der Überzeugung, daß schließlich auch wohl die Ehe eine Gewohnheitssache ist...

Nicht minder enthusiastisch als in Walfischbai ist unser Empfang in Lüderitzbucht. Ungleich freundlicher sieht es hier aus. Das Schiff steuert in eine geschützte Bucht, und zwischen zwei von Tausenden von Wasservögeln bewohnten Inseln hindurch fällt auf der Reede des alten Angra Pequeña der Anker.

Ein anmutiges Städtchen echt deutscher Bauart grüßt von den Hügeln herab, und mit Staunen und Bewunderung stellt der Beschauer fest, was deutscher Fleiß und zähe Ausdauer hier dem Sand und dem Felsen abgetrotzt haben. Denn nach irgendwelchem Grün wird man sich auch hier vergeblich umsehen. Felsen und Sand und immer wieder Sand: das ist alles, was die unwirtliche Natur dem wagemutigen Ansiedler

Aus dem früheren Deutsch-Südwest-Afrika. Totensonntag in Swakopmund. Die deutsche und die englische Flagge

bietet. Das Süßwasser wird nach Litern verkauft; eine Topfpflanze gilt als unerhörter Luxus.

Aber dieser öde und trostlose Sand birgt das geheimnisvolle Wunder, über dessen Herkunft es nur Vermutungen gibt, enthält den glitzernden Anziehungspunkt, nach dem sich die Menscheit drängt: den Diamanten.

So ist es nicht verwunderlich, daß den eigentlichen Lebensnerv von Lüderitzbucht die Diamantenfelder bilden. Eine der größten Gewinnungsanlagen im ganzen Südwest ist diejenige von Kolmanskuppe, und gern benutze ich den Aufenthalt in Lüderitzbucht, um mir die unweit der Stadt mitten in der Wüste gelegenen Diamantenwäschereien anzusehen.

Mehrere Stunden dauert die Fahrt in dem leichten, von vier Pferden gezogenen Wagen; abenteuerlich ist für europäische Begriffe bisweilen der Weg. Erst führt er durch eine absonderliche Landschaft von Felsen, die der sandtragende Wüstenwind im Laufe der Jahrhunderte abge-

schliffen und zu den seltsamsten Figuren gestaltet hat. Alle erdenklichen Bilder formen sich der Einbildungskraft in dieser Felsenwüste, die zur Zeit des Mondscheins besonders grotesk und spukhaft anmutet, am Tage aber den bekannten Phantasiebildern von Mondlandschaften aufs Haar gleicht.

Aus dem früheren Deutsch-Südwest-Afrika. Die Wasserberge

Dann geht es stundenlang durch ein endloses Meer von Sand. In das Einerlei der Landschaft bringen nur die welligen Erhebungen der Wanderdünen hin und wieder ein wenig Bewegung. Und bisweilen erscheint es wunderbar, wie sich der Fahrer zurechtfindet. Auf meine Frage deutet er mit dem Peitschenstiel auf ein paar im Sande liegende Konservenbüchsen, die augenscheinlich als Wegemarken dienen.

Indessen, nur der Fremde sieht die Wüste in so freudlosem Einerlei. Wer sie kennt, dem ist sie lieb und vertraut geworden, und er entdeckt in dem, was dem Neuangekommenen ein ödes und trostloses Meer von Sand erscheinen will, eine Menge geheimer Reize, die dem Vorübergehenden unsichtbar und unzugänglich bleiben. Und, so wunderbar es

auch erscheinen mag: er scheidet dann nur schwer von dem liebgewordenen Bilde...

Vor uns beginnt mitten aus dem Sande der Wüste eine ganze kleine Stadt für sich emporzuwachsen: Fabrikanlagen, Schuppen und Wohnhäuser. Wir sind am Ziel.

Großartig und sinnreich ist die Apparatur, mit deren Hilfe die kostbaren Steine von A bis Z auf völlig maschinellem Wege aus der Unmenge des Sandes ausgesondert werden. Wie eine gewaltige, moderne Maschinenanlage mutet die vierstöckige Zentralwäscherei mit ihren prasselnden Schüttelsieben, mit den rauschenden Waschkanälen, den zischenden und fauchenden Dampfmaschinen und surrenden Spiralwellen an.

Dreier Eigenschaften der wertlosen Beimengungen bedient man sich bei der Aussonderung: der Größe, des Gewichtes und der elektrischen Leitfähigkeit. In großen Schüttelsieben wird der gebaggerte Sand zunächst von allen umfangreicheren Bestandteilen getrennt. Es folgt ein gründliches, mehrmaliges Durchwaschen mit mühsam durch die Wüste herbeigepumptem Meerwasser, worauf das Material in kleineren Sieben nochmals durchgeschüttelt und mit Hilfe großer Elektromagneten von den eisenhaltigen Beimengungen befreit wird. Durch den Rüttelprozeß wandern die schweren Diamanten an den Boden des Gefäßes. Schließlich gelangen die Siebe mit ihrem feuchten Inhalt in das „Allerheiligste".

Daß ich diesen kleinen, mit sieben Siegeln verschlossenen Raum betreten darf, verdanke ich nur dem Umstande, daß mich der Leiter der Minen in liebenswürdiger Weise selbst herumführt.

Durch ein kleines Loch in der Wand rutscht die Siebform herein, wird umgestülpt, und nun liegen — der Tatsache entsprechend, daß die Diamanten die schwersten Beimengungen des Sandes sind — die kostbaren Steine, umgeben von Rubinen, an der Oberfläche des Topfkuchens aus nassem Sande.

Sie werden mit Pinzetten gesammelt und in verschlossene Metallbüchsen gesteckt, um im Tresor des Dampfers nach Amsterdam zum Schleifen zu wandern.

Acht bis zehn Diamanten bringt jeder dieser Topfkuchen; und das will allerlei besagen bei der Zahl der Siebe, die täglich ausgesucht werden! Bedenkt man freilich, auf welch eine Menge durchgearbeiteten Sandes ein Diamant entfällt, so muß man sich über die Geduld derer wundern,

die hier früher mit Handsieben den Sand nach Diamanten durchwühlten. Immerhin ist die Ausbeute derart, daß z. B. im Jahre 1921 die Schürfung vorübergehend vollständig eingestellt wurde, um ein Sinken der Preise für Diamanten zu vermeiden; und auch heute werden in der Südafrikanischen Union — um den Weltmarktpreis zu halten — absichtlich nicht mehr als vierzigtausend Karat im Monat geschürft.

Mein Besuch im gastlichen Kolmannskuppe endet mit einem Gastmahl im Kasino der Gesellschaft. So opulent wird hier getafelt, daß, wenn der Blick nicht gerade durch die Fenster über die endlosen Sanddünen schweift, die Vorstellung schwerfällt, man weile mitten in der Wüste.

Heute gehören die gesamten, tadellos gehaltenen Anlagen, deren Betrieb nach wie vor in den Händen Deutscher liegt, der South African Consolidated Diamond Company. Nichtsdestoweniger vermißt man hier mitten in der Sandwüste nicht einen erfreulichen Hauch deutschen Geistes. Und so nehme ich von meinem Ausflug nach Kolmanskuppe nicht nur hochinteressante, sondern auch herzerfreuende Eindrücke mit nach Hause.

Als ich auf den Dampfer zurückkehre, herrscht dort eine wahre Völkerwanderung. Kaum zu übersehen ist das Gedränge der deutschen Besucher.

Trunkfestere Leute als die Lüderitzbuchter sah ich nie! Wer wollte es ihnen auch verdenken? Das Erscheinen des Dampfers ist ja das Ereignis für sie.

Alle Hochachtung vor denen, die, hier halb in der Wüste wohnend, allen Schwierigkeiten und Entbehrungen zum Trotz unentwegt auf ihrem Posten ausharren und auch in fremdländischer, oft nichts weniger als wohlgesinnter Umgebung mit jeder Faser ihr Deutschtum hochhalten! Mancher „Deutsche“ daheim im Vaterlande dürfte sich getrost ein Beispiel an diesen Unverzagten nehmen!

Immer und immer wieder muß, als das Schiff zum Auslaufen klar ist, die Dampfpfeife daran mahnen, daß es für die Besucher an der Zeit ist, von Bord zu gehen. Gar zu schwer fällt den Lüderitzbuchtern der Abschied von den schwarzweißroten Farben und — dem frischen deutschen Faßbier!

RUND UMS KAP DER GUTEN HOFFNUNG

Manches, was die Natur dem Reisefreudigen auf weiten Fahrten an Schönheiten und Wundern vor Augen führt, mag im Laufe der Zeiten in der Fülle und Unerschöpflichkeit der immer wechselnden Bilder verblassen. Der Anblick aber, der dem zuteil wird, der frühmorgens mit dem Aufgang der Sonne in die Tafelbucht einfährt, wird sich für alle Zeiten unauslöschlich dem Gedächtnis einprägen.

Eben noch lasteten schwer die Fittiche der Nacht über dem unergründlichen Schwarz schweigenden Ozeans. Aber nun beginnt, wie eine erste Ahnung kommenden Tages, rosiger Schein am östlichen Firmament emporzugreifen.

Rasch überzieht sich der Himmel mit schimmerndem Rot.

Heller und heller wird der Glanz, matter und matter das Licht der zahlreichen Leuchtfeuer, die um das Schiff herum warnend blinken. Brennendes Violett breitet sich über den Tafelberg, über die Stadt, die zu seinen Füßen schläft, über die Zirruswölkchen, die gleich zarten Schleiern am Himmel schweben, über das leise wogende Meer.

In immer leuchtenderen Farben läßt glutender Schimmer die ragenden Höhen erglimmen; ein Bild, würdig, dem schönsten Alpenglühen verglichen zu werden...

Plötzlich bricht der erste Sonnenstrahl über das Meer. Im gleichen Augenblick erscheint der Tafelberg wie mit flüssigem Gold übergossen.

Ein wogendes, buntes Häusergemenge erwacht vor dem Schiffe. Noch liegt matter Dunst über der Stadt, gleichsam, als blicke sie aus schlafmüden, verschleierten Augen. Aber während wir näherkommen, beginnt sich um uns herum schon das geräuschvolle Getriebe des Welthafens bemerkbar zu machen.

In seiner ganzen, beschwingten Schönheit entrollt sich das Gemälde Kapstadts. Liebliche grüne Höhen träumen zwischen dem Meere der Häuser und den nackten, braunen Felsmassiven des Tafelberges, des „Löwenhauptes“ und Devil's Piks. Kulissen eines Riesentheaters, ragen die gewaltigen Silhouetten im Hintergrunde des großartigen Bildes: der Tafelberg eine mächtige, in breiter Fläche abgeplattete Bergwand, das „Löwenhaupt“ ein trutziger, spitzer Kegel von der Form des Wettersteins.

Das sind die Wahrzeichen der Stadt, von jedem Punkt aus wahrnehmbar. Kapstadt ist undenkbar ohne sie.

Wie der Tisch der Giganten türmt sich im Rücken der Häusermeeres der Tafelberg. Tisch der Götter, von dem herab sie mitleidig das Treiben der Menschen zu ihren Füßen belächeln mögen. Und, auf daß kein ungeweihter Blick in die Beratungen der Himmlischen dringe, hüllt sich die Fläche des Felsens nur allzu oft in undurchdringlichen Schleier. So dichte Nebelwand senkt sich bisweilen urplötzlich über den Berg, daß der Wanderer, der von ihr überfallen wird, nicht vorwärts noch rückwärts zu schreiten vermag, sondern geduldig ausharren muß, bis die Schwaden weichen —

Geradeswegs vom Hafen steigt gegen den Fuß des Berges Kapstadts Lebensader, die Adderley Street, empor, bekannt für den morgendlichen Blumenmarkt, der den unteren Teil der Straße in eine Wolke von Blütenduft und in ein Meer schimmernder, leuchtender Farben hüllt.

Dort, wo sich die Promenade zu schönen, blumengeschmückten Anlagen erweitert, stehen im Schatten hundertjähriger Eichen, die noch aus der Zeit der holländischen Herrschaft herrühren mögen, Regierungspaläste und öffentliche Gebäude. Vieles noch erinnert an die Buren, wie sich überhaupt in der Stadt in seltsamer Weise holländische und englische Charaktere mischen.

Unbeschreiblich bunt ist das Völkergemisch in den Straßen. In der großstädtischen Adderley Street überwiegt noch das weiße Element. Aber sobald man sie verläßt und durch die schmalen Seitengassen wandert, ist man erstaunt über die Menge des farbigen Volkes, dem man begegnet. Neben Vertretern des nahen Ostens, Syrern, Griechen und Türken wimmeln Afrikaner und Asiaten in buntem Durcheinander durch die Gassen: Bantus und Buschneger, Mischlinge und Mulatten, Chinesen, Inder und Malaien. Schon heute beherbergt die gesamte Kap-Provinz neben weit über zwei Millionen Eingeborenen und Asiaten nicht viel mehr als eine halbe Million Weiße, und in Kapstadt selbst kommen auf 120 000 Europäer nahezu 100 000 farbige Einwohner. Dabei scheint sich das ungleiche Verhältnis immer mehr zugunsten des „coloured people" zu verschieben. Ist doch, wie die letzte Volkszählung ergab, die Vermehrung der Farbigen dreimal so groß wie die der Weißen...

Gegen den Hafen zu setzt sich Adderley Street in einer schönen,

breiten Promenadenbrücke mit großem Musikpavillon darauf weit ins Meer hinaus fort. Hier gibt sich allabendlich nach getaner Arbeit Kapstadts Jugend ihr Stelldichein. Noch wandeln Weiß und Farbig friedlich nebeneinander her; ergötzlich ist bisweilen das Bild. Besonders drollig muten den Fremden die aufgedonnerten schwarzen Schönheiten in ihren europäischen Sonntagsnachmittags-Ausgehgewändern an.

* * *

Herbstliche Kühle liegt über dem Meer, als der Dampfer in der Frühe eines sonnigen Maienmorgens zur Fahrt gen Osten die Tafelbucht verläßt. Hält doch am Kap der Winter seinen Einzug, wenn daheim im deutschen Vaterlande wärmere Jahreszeit beginnt.

An uns vorüber ziehen die lieblich an hohen Ufern gelegenen Villen von Sea Point und Campsbay, immer überragt vom Kegel des „Löwenhauptes". Jetzt erst tritt der Tafelberg mit seinem seltsamen Plateau voll in die Erscheinung; ein großartiger, unvergeßlicher Anblick!

Immer neue Bilder fesseln den Blick. Langsam gleiten die „Zwölf Apostel" vorüber, zwölf aufeinanderfolgende Erhebungen in der Bergkette, die hier das Ufer des Meeres begleitet. An der tief einschneidenden Hout Bay entlang führt unser Weg. Lange noch grüßen aus der Ferne die charakteristischen, scharfen Konturen des Tafelberges.

Bald ist die die „Falsche Bucht" bildende, schmale Landzungenspitze des „Kaps der Guten Hoffnung" erreicht, in der Bartholomäus Diaz 1486 den südlichsten Punkt des afrikanischen Festlandes gefunden zu haben glaubte. Aber erst volle sechs Stunden später wird die eigentliche geographische Südspitze Afrikas, Cap Agulhas, das „Nadelkap", umschifft.

Dann richtet sich der Kurs des Dampfers gen Osten. Zwei Tage nach der Abfahrt von Kapstadt fahren wir in die Algoa-Bai ein und werfen vor Port Elizabeth Anker.

Auf kleinem Schlepper schaukeln wir an Land, um uns während des nur wenige Stunden dauernden Aufenthalts in Port Elizabeth umzusehen. Vom hochgelegenen Museum mit seinem interessanten Schlangenpark, der nach dem Hagenbeckschen Prinzip angelegt ist, und in dem die Tiere nur durch Wassergräben vom Besucher getrennt werden, genießen wir prachtvolle Aussicht über die ganze Algoa-Bucht. Dann geht's weiter.

Kaum fünfzehn Stunden später geleitet uns das Lotsenboot über die gefährliche Barre in den Hafen von East London, und nach weiterer kaum eintägiger Fahrt liegt die Perle der südafrikanischen Hafenstädte, Durban, die Hauptstadt Natals, vor uns. Prachtvoll ist der Anblick von der See aus: am Strande die schönen Bauten der großen Badehotels, im Hintergrunde die waldige, grüne Berea, das bergige Villenviertel, mit schönen Landhäusern und üppigen Gärten.

Seinen Ruf als schönste Stadt Südafrikas genießt Durban nicht zu Unrecht. Auf den breiten Straßen gedeihen herrliche Palmen; prächtige Bauten schmücken die weiten, freien Plätze. Gilt doch das Stadthaus von Durban als eines der architektonisch schönsten Bauwerke der gesamten Kap-Provinz.

Die hügelige Berea wieder gleicht einem einzigen Lustgarten. Aus der üppigen, tropischen Vegetation ragen die anmutigen Landhäuser der wohlhabenden Einwohner der Stadt. Märchenhafter Blumenflor prangt auf den Rasenflächen; üppige Palmen spenden den Häusern erquickenden Schatten. Von den Villen selbst aber genießt man einzig-

Straße in Durban (Natal) mit Rikschamann

Straße in Lourenço Marquez. Im Hintergrunde der Espirito-Santo-Fluß

artige Aussicht: zu Füßen die Stadt, davor der Strand und die Unendlichkeit des Meeres.

Die Perle Durbans ist die „Beach". Elegante Badehotels und großzügige Anlagen am Meere geben dem Orte das Aussehen eines europäischen Weltbades. Und dem Leben in einem solchen gleicht auch durchaus der farbenfrohe Badebetrieb, der sich hier in den Monaten der Saison abspielt. Indessen, so lebhaft man sich an der Durban Beach bisweilen in Gedanken auch nach Scheveningen oder Ostende entrückt glauben mag, so sorgen doch hin und wieder unerwartete und überraschende Eindrücke dafür, daß man „im Bilde" bleibe. Denn mitten zwischen überelegant gekleideten Ladies sieht man mit einemmal ein paar Zulukaffernfrauen auftauchen, die es zwar an Toilettenkünsten mit den Europäerinnen nicht aufnehmen können — höchstens hinsichtlich der fragmentarischen Beschaffenheit der Bekleidung —, die aber, was den Körperbau anbetrifft, dem Vergleich mit den meisten ihrer weißen Geschlechtsgenossinnen getrost entgegensehen dürfen.

In Durban kommt es dem Reisenden zum erstenmal zum Bewußtsein, daß man sich dem Osten nähert. In den Restaurants wird die Bedienung

fast ausschließlich von indischen und malaiischen Kellnern in weißen Anzügen mit breiten roten Schärpen versehen; das übliche Beförderungsmittel ist hier bereits die Droschke des Ostens: die Rikscha.

Die muskulös gebauten Zulukaffern, die einstigen Herren des Landes, sind die menschlichen Zugtiere dieser Gefährte. Prachtvolle, athletische Gestalten sieht man unter ihnen. Um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und so im Wettkampf der zahlreichen Rikschaleute bestehen zu können, haben sich manche in der abenteuerlichsten Weise geschmückt, haben gewaltige Büffelhörner vor die Stirn und leere Kalebassen an die Seiten des Kopfes gebunden und sich das Haupt mit mächtigem Federputz verziert.

Augenscheinlich gilt es bei den Zulus als besonders vornehm, Strümpfe zu tragen. Da sich ein solcher Luxus aber für einen Rikschamann bei der ständigen Abnutzung durch das Laufen natürlich viel zu kostspielig gestalten würde, malen sich die findigen Leute statt dessen allmorgendlich die „Strümpfe" mit weißer Farbe auf die Beine. —

Eingeborenen-Dorf an der Küste von Portugiesisch-Ostafrika

Rasch fliegen die Tage in der schönen Stadt dahin. Wie in den übrigen Häfen der Union, so bildet auch in Durban Wolle den Hauptbestandteil unserer Ladung. Viel Mais auch und Mangrovenrinde verschwinden in den Räumen des Schiffes; dann brechen wir nach dem Endziel unserer Ostküstenfahrt, Lourenço Marquez, auf.

Nach eintägiger Fahrt von Durban laufen wir in die große, haffartige Delagoa-Bucht ein, um in der Mündung des Espirito-Santo-Flusses, die den sicheren und geschützten Hafen von Lourenço Marquez bildet, am Stadtkai festzumachen. Überaus liebenswürdig und gastfreundlich ist die Aufnahme hier in der Hauptstadt des portugiesischen Mozambique.

Eine Woche beinahe bleiben wir in Lourenço Marquez, und während dieser Zeit gibt uns die Gastfreundschaft der Bewohner reichlich Gelegenheit, portugiesisches Kolonialleben kennenzulernen. Dabei bietet der schöne und vielbesuchte Badestrand willkommene Abwechslung. Eine wundervolle Automobilstraße führt in kühnen Serpentinen von hohem Ufer zum Meere hinab, an dem sich immer eine bunte Menschenmenge um den Musikpavillon tummelt. Seitdem das großzügig angelegte Strandhotel fertiggestellt ist, entwickelt sich Lourenço Marquez immer mehr zum beliebtesten Badeort des Hinterlandes Transvaal, um so mehr, als die Eisenbahnlinie von Pretoria und Johannesburg nach Lourenço Marquez die kürzeste und rascheste Verbindung dieser größten Städte der Union mit dem Meere darstellt.

Reizvolle Ausflüge in das Innere des Landes und Besuche der Farmen in der Umgebung der Stadt verschönern den Aufenthalt. Nimmer kann sich das Auge sattsehen an der Fülle der tropischen Flora mit ihren mannigfaltigen, seltsamen und oft bizarren Formen, mit dem kugeligen Affenbrot- und dem Cachaoubaum. Das eigenartigste Gewächs aber, das ich je geschaut, und dem ich hier zum erstenmal begegne, ist der in Südafrika gar nicht seltene „Leberwurstbaum". Aus den Zweigen des mächtigen Baumes hängen an langen Stielen die langgestreckten, walzenförmigen Früchte herab. Das Ganze sieht in der Tat aus, als hätte man an langen Bändern eine Unzahl von Leberwürsten in den Baum gehängt.

Nur allzu schnell vergehen die Tage im gastlichen Lourenço Marquez. Dann schlägt die Abschiedsstunde, und an einem sonnigen Vormittag dampft unser Schiff wieder aus der Delagoa-Bucht hinaus; diesmal ohne den dreimaligen obligaten Abschiedsgruß der Dampfpfeife, denn im Hafen von Lourenço Marquez ist ihr Gebrauch bei hoher Pön ver-

boten. Eine Bestimmung, die schon manch gutes Geld in den Säckel der Stadt gebracht haben mag!

„Heimwärts" lautet nun die Parole, und ein buntes Völklein Europareisender findet sich von Hafen zu Hafen auf den Planken des Dampfers zusammen: Deutsche, Holländer, Südafrikaner, Portugiesen, Engländer und Amerikaner.

Wieder führt unser Kurs rund ums Kap; dann geht es mit Volldampf gen Norden.

Lissabon

Lissabon ist der erste europäische Hafen, den wir anlaufen. Gerade fünf Wochen nach der Abfahrt von Lourenço Marquez taucht vor uns die Tejo-Mündung auf. Ein Bild von überwältigender Schönheit entrollt sich. Wolkenlos blaut der Himmel. Weiß glitzert im Sonnenschein die Brandung an der Felswand der Bocca do Inferno. Vor den Ausläufern des Estremadura-Hochlandes und dem düsteren Cintra-Gebirge leuchten die weißen Häuser des anmutig gelegenen Cascaes, des beliebtesten Lissaboner Sommeraufenthalts.

Je weiter das Schiff in der Tejo-Mündung vorrückt, um so lieblicher und anmutiger wird das Bild. Nicht umsonst heißt die Gegend die „Riviera Portugals".

Bald taucht zur Linken São Vicente, der Wachtturm von Belem, auf. Wie das Zuckerguß-Kunstwerk eines Konditors schaut das leuchtend

weiße Bauwerk aus, dessen eigenartiger Emanuelstil in buntem Gemisch gotische, maurische und Renaissance-Motive vereint.

Immer deutlicher tritt nun das amphitheatralische Stadtbild von Lissabon mit seinen malerisch gegliederten Bergterrassen, mit dem gewaltigen, bunten Häusermeer seiner Straßen, mit Kirchen und Schlössern und dem üppigen Grün seiner Gärten in das Gesichtsfeld. Überwältigend ist das Gemälde, das zu den schönsten Städtebildern der Welt zählt.

Nur kurz währt unser Aufenthalt in der portugiesischen Hauptstadt; aber er reicht aus, um einen Blick zu werfen auf das farbenfrohe portugiesische Volksleben in den pittoresken, winkeligen und bergigen Straßen der Altstadt, auf das bunte und geräuschvolle Treiben des Marktes an der Praça de Figueira, auf die originellen Typen der Hafengegend und die verschwenderische Pracht der Gärten mit ihrem reichen Palmenschmuck.

Als wir die Tejo-Mündung wieder verlassen, weht ein steifer Westwind, und der Golf von Biscaya fordert manches unfreiwillige Opfer. Aber als eines Morgens der schwarz und weiß geringte Leuchtturm von Ushent aus dem Meere taucht und der Dampfer in scharfer Kurve nach Osten in den Englischen Kanal einbiegt, wird die Heimatstimmung allgemein.

Rasch nimmt nun der Schiffsverkehr zu, und bald wächst vor uns zur Linken die englische Küste aus der Flut. Am Heck manches der kleineren und größeren Dampfer, denen wir begegnen, flattert die deutsche Handelsflagge; allemal werden dann Flaggengrüße getauscht.

Mit den weißen Kreidefelsen von Dover, von deren Höhen die Ruinen alter Normannenschlösser trotzig übers Meer blicken, versinkt Albions Küste wieder hinter uns im Meer; die Nordsee nimmt uns auf. Noch einen Tag der Fahrt durch das Deutsche Meer und schon winken die Feuerschiffe der Elbmündung ersten Gruß der Heimat. Ein paar Stunden später umgibt uns der lärmende Verkehr des Welthafens, und aus dem Dunste der Großstadt beginnen wohlbekannte Silhouetten sich abzuzeichnen: die Türme Hamburgs, der alte Michel, der steinerne Roland.

Beim Anblick des vertrauten Bildes stellt sich mit einemmal das wundersame und unwiedergebliche Heimatsgefühl ein; jene eigenartige Stimmung, die nur kennt, wer nach längerer Abwesenheit zu Schiff aus der Fremde heimkehrt. Oft schon hat mich der Gedanke beschäftigt, weshalb dieses Empfinden so ungleich schwächer ist, wenn man mit der Eisenbahn aus dem Auslande zurückkehrt. Gewiß wirken hier alle die

Eindrücke, die uns daran gemahnen, daß wir uns mehr und mehr der Heimat nähern, zu rasch und unvermittelt ein, als daß sie die langsam und stetig anwachsende Heimatstimmung in ihrer ganzen überwältigenden Eindringlichkeit auszulösen vermöchten. Man fährt über die Grenze, ohne daß sich das Bild sehr auffallend ändert — und ist eben zu Hause...

Ganz anders, wenn man sich zu Schiff der Heimat nähert. Das letzte Land, auf das man vor der Heimkehr den Fuß gesetzt hatte, unterschied sich oft noch gar sehr von den vaterländischen Gefilden. Aber nun treten ganz allmählich alle jene deutlicher und deutlicher werdenden Zeichen in die Erscheinung, die dem Ankömmling dartun, daß ihm die Heimat die Arme entgegenbreitet. Die ersten deutschen Dampfer, die man draußen trifft, das Zunehmen der heimatlichen Farben am Heck der begegnenden Schiffe, die ersten Leuchttürme und Feuerschiffe der Heimat, die ersten deutschen Häuser und Menschen, die man von Bord aus am Land erblickt: all das läßt in allmählicher Steigerung jene Stimmung aufkommen, die das Herz aufjauchzen macht, und die man nie im Leben wieder vergißt.

Je mehr sich die Eindrücke häufen, um so mehr zeigt sich ihre zunehmende Wirkung. Und dann die Ankunft in der Vaterstadt selbst! Jeder Turm, jedes Haus spricht zum Menschen und weckt Gedanken und Empfindungen, die, wenn sie auch im Unterbewußtsein schliefen, unser tiefinneres Ich eng und unlöslich mit der Heimat verbinden...

Nun erkennt man schon die Menschen, die auf den Pontons der Landungsbrücken stehen und winken, sieht die Züge der Untergrundbahn, gelbroten Würmern gleich, über ihr eisernes Gerüst dahinkriechen. Grüne Fährdampfer rauschen mit schäumender Bugwelle stolz an dem jetzt so unbeholfenen Riesen vorüber, als wollten sie sagen: Seht doch den ungefügen Kahn, der nicht einmal selbst wenden kann und sich von Schleppern drehen lassen muß!

Aus allem und jedem spricht die Heimat zu dem Zurückgekehrten; spricht eine warme und eindringliche Sprache, die zu keiner Zeit so vernehmlich zum Herzen dringt wie in diesen Augenblicken. Und deshalb will mich dieser zweite Höhepunkt der Reise fast noch schöner und erhebender dünken als der andere Pol der Fahrt, die Ausreise. Denn zu keiner Zeit spürt man es mit so überzeugender Kraft, wie reich auch der Ärmste ist, der eine Heimat, ein Vaterland sein eigen nennt.

Bücher von Dr. Gerhard Venzmer

Aus Fernem Osten

Reiseeindrücke und Stimmungsbilder von Deutschlands erster Ostasienfahrt nach siebenjähriger Unterbrechung. Mit ausführlichem Geleitwort von Exzellenz Dr. Solf, Botschafter in Tokio. ca. 250 Seiten mit 30 Photogr. auf Kunstdruckpapier und Übersichtskarte.

Preis: in Halbleinen elegant geb. Rm. 6.—, Ganzleinen Rm. 7.—

Urteile der Presse:

Velhagen und Klasings Monatshefte. „Wie es um unser Ansehen im Auslande steht, das ist nicht nur aus Schicksalsgründen wichtig. Darum darf man sagen, daß dies gut geschriebene, mit hellem Hanseatenblick um sich schauende, von Mut und Schaffensfreude erfüllte Buch mit am Wiederaufbau unseres Vaterlandes arbeitet."

Jenseits des Atlant

Reisebilder aus Kuba und Mexiko, mit 40 Abb. auf feinsten Kunstdrucktafeln und mit ausführlichem Geleitwort von Fedor v. Zobeltitz.

Preis: in Ganzleinen eleg. geb. Rm. 6.–, in Halbled. geb. Rm. 10.—

Hamburger Nachrichten. „Venzmer geht mit frischen unverbildeten Augen in die Welt, und was er sieht und wie er es darstellt, ist immer reizvoll und lebendig . . . "

Börse und Handel, Berlin. „Diese Reisebilder aus Kuba und Mexiko sind das Beste, was ich seit langem an Schilderungen fremder Länder und Verhältnisse gelesen habe . . . "

Atlantikfahrt

Die New Yorker Reise der Lucia Herzogena
Preis: in Ganzleinen elegant geb. Rm. 6.—

Dieser spannende Gegenwartsroman läßt uns die leidenschaftliche Liebe eines seefahrenden Mannes zu einer großen und gefeierten Frau miterleben. In künstlerischer Form, psychologischer Tiefe und mit der rücksichtslosen Ehrlichkeit des Selbstbeobachters sind die letzten Seelenregungen des Liebenden gezeichnet.

Durch die packenden Milieuschilderungen aus der objektiven Feder des Vielgereisten wird dieses Buch gleichzeitig zu einem glänzenden Kulturbild des Lebens und Treibens an Bord des modernen Ozeanriesen und des New York von heute.

New Yorker Spaziergänge

Mit 50 Abbildungen auf feinst. Kunstdrucktafeln.

Preis: brosch. Rm. 6.—, in Ganzlein. geb. Rm. 7.50, in Halbled. geb. Rm. 12.-

Die „New Yorker Spaziergänge" sind ein Lichtbündel. Sie blitzen heraus aus dem sicheren Beobachtungswillen eines Mannes, der die Welt sah und unsere Zeit erfaßte. In New York erkennen wir das Ziel, aber auch die Gefahren unserer Entwicklung.

Urteile der Presse:

Der Tag. „Was hundert Baedeker nicht aufzeigen können, die Seele, das verborgene Antlitz dieser gigantischen Stadt, Venzmer zeigt es uns und wir erleben mit ihm. Dieses Werk gehört zu den interessantesten Büchern des Jahres . . . "

Bochumer Anzeiger. „Die Darstellungsweise reißt uns hin, reißt uns mitten hinein in die ungeheure Wirklichkeit New Yorks. Wir erleben ihre Betriebsamkeit, ihre machtvolle und erfolgreiche Anspannung von Kraft und Willen . . . "

Hamburger Fremdenblatt. „. . . . Das ist ja das Erfreuliche an Venzmers Büchern: sie schildern Welten, von denen uns auch in anderen Reisewerken oft erzählt wird, aber sie sind **Entdeckerarbeit** . . . "

Sexualität und Liebe

Allgemein verständliche Betrachtungen über die körperlichen und seelischen Beziehungen zwischen Mann und Weib.

Preis: brosch. Rm. 2.—, Halbl. geb. Rm. 3.—, Prachtausgabe Rm. 6.—

Die Halle'sche Zeitung urteilt: Der Verfasser ist nicht nur Arzt und Sexualpsychologe; er ist auch Aesthet. Venzmer hat die Fähigkeit, deren der bedarf, der weder ein wissenschaftliches Werk für einen engeren Kreis schreiben, noch aber die Zahl der sogenannten populären und für ganz andere Zwecke, als die der Aufklärung berechneten Bücher um eines vermehren will, die Fähigkeit, ehrlich, aber zart zu sein Der Verfasser läßt alle Anomalien des Sexuallebens aus der Erörterung und behandelt nur das gesunde naturnotwendige Verhältnis zwischen Mann und Weib, ohne Sensation, aber auch der nur registrierenden Sachlichkeit fern, vielmehr im stolzen Bejahen, fast mit der Kraft des Künstlers. Das Buch ist zugleich eine wertvolle sittengeschichtliche Studie. Sie klingt aus in die Forderung, endlich einen gesunden Ausgleich zwischen Theorie und Praxis der herrschenden Sexualmoral von heute eintreten zu lassen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

WELTBUND-VERLAG, HAMBURG

Neuerscheinungen von literarischer und kultureller Bedeutung.

Gediegener Inhalt
Künstlerischer Einband Feinstes holzfreies Papier Solide Preise

Heinz Otto: Mein Bummelleben in Amerika

Preis: kartoniert Rm. 3.—, in Ganzleinen gebunden Rm. 4.80

Von sonnigem und unverwüstlichem Humor durchzogene spannende Schilderungen aus dem vielgestaltigen, abenteuerreichen Bummel- und Arbeitsleben eines jungen Deutschen in den verschiedensten Staaten Amerikas. Mensch und Tier, Liebe, Leben und Landschaft im Dollarlande werden dem Leser in packender Darstellung vor Augen geführt.

Carl Volquarts, Deutsch-Afrikaner.

Reiseerlebnisse eines deutschen Kaufmanns in West-Afrika.
Preis: kartoniert 3.50 Rm., Ganzleinen 4.80 Rm.

Als ein Meister der Erzählungskunst schildert der Verfasser in feuriger und hinreißender Art die Erlebnisse und Abenteuer eines deutschen Kaufmanns, der hinauszog, um sich in Afrika eine Existenz zu gründen. Die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen im Innern Afrikas und das freie, aber an Gefahren reiche Leben der Eingewanderten wird in sehr packender Darstellung vor Augen geführt.

Johs. Boldt: Der Reiter und die Tat

Ein Gegenwartsroman.
Preis: in Ganzleinen gebunden 6.— Rm.

Wir haben bisher wohl noch keinen Zeitroman, der das Laute der wirtschaftlichen Umwälzungen so leise aus den innerlich drängenden Begebnissen der handelnden Menschen zu lösen weiß. („Die Bergstadt".)

Johs. Boldt: Spitzfindigkeiten Schwarzweißgeschichten.

Preis: in Ganzleinen gebunden 3.50 Rm.

Literarische Schwarzweißkunst, stets in haarscharfen Pointen aufblitzend, aus den Begebenheiten des Alltags jähe Erkenntnisse gestaltend.

Dr. Eduard Gabain: Heidewälder Vom Walde in der Lüneburger Heide.

Mit 40 Bildern nach photographischen Aufnahmen des Verfassers, auf Tafeln aufgeklebt. Preis: Ganzleinenband 12.— Rm.

Dieses reich illustrierte neue Werk des bekannten Heideforschers und Schriftstellers wird allen Freunden der Heimat und des Naturschutzes eine willkommene Gabe sein. Das mit fesselnden Erläuterungen beigegebene reichhaltige Bildermaterial, das aus der einzigartigen Sammlung des Autors stammt, verleiht dem Werke eine ungewöhnliche Anschaulichkeit.

Hans Friedrich: Atalante Das Land hinter dem Alltag.

Roman. Preis: in Ganzleinen gebunden Rm. 6.—

Die Vobacher Frauen- und Modenzeitung urteilt: „Dieses Buch müßte jeder Ehemann seiner Frau schenken, die unter dem drückenden Einerlei der täglichen Pflichten seufzt, damit sie aus Maja Helliens Lebensweg lernt, das strahlende Schimmern Atalantes, des Landes hinter dem Alltag, über die Alltäglichkeit zu breiten und so eine wahrhafte Hüterin heiligen Herdfeuers zu sein, in dessen Bereich der Mann Ruhe findet und Kraft sammelt zu neuem Lebenskampf.

Hans Friedrich: Die gnadenlose Ferne

Roman aus zwei Weltteilen.
Preis: in Ganzleinen gebunden 6.— Rm.

Ein Menschenschicksal, durchklungen von dem Ruf der Ferne, aufblühend inmitten bunter Südsee-Einsamkeit, zerbricht an der unermeßlichen Wucht des Seins.

Fritz Karpfen: Der Kitsch Eine Studie über die Entartung der Kunst, mit vielen Abbildung.

Preis: in Ganzleinen gebunden 5.— Rm.

Der gellende Warnruf eines geistigen Menschen, der uns allen Selbstbesinnung gibt und uns zurückführt zu geruhsamer Betrachtung unserer Kultur.

Prächtige Geschenkwerke für jung und alt.

WELTBUND-VERLAG, HAMBURG

COUNTWAY LIBRARY
HC 2PQB 7

t.6189
Der fliegende Koffer. Skizzen u1927
Countway Library BFP8909
3 2044 046 332 870

t.6189
Der fliegende Koffer. Skizzen u1927
Countway Library BFP8909
3 2044 046 332 870